

Zeitschrift: Tugium : Jahrbuch des Staatsarchivs des Kantons Zug, des Amtes für Denkmalpflege und Archäologie, des Kantonalen Museums für Urgeschichte Zug und der Burg Zug

Herausgeber: Regierungsrat des Kantons Zug

Band: 28 (2012)

Artikel: Amt für Denkmalpflege und Archäologie

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-526210>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Amt für Denkmalpflege und Archäologie

Wissenschaftlicher Tätigkeitsbericht 2011

Die denkmalpflegerische Tätigkeit betrifft von Gesetzes wegen vor allem die Betreuung von Unterschutzstellungen und Gewährung von Beiträgen. In diesem Zusammenhang stehen die Vorbereitung der Geschäfte der Denkmalkommission, die Beurteilung der Schutzwürdigkeit von Bauwerken im Zusammenhang mit der Aufnahme oder der Entlassung aus dem Inventar der schützenswerten Baudenkmäler, die Bauberatung, die Begleitung von Restaurierungen, die Stellungnahme zu Planungen und Bauvorhaben zuhanden der kommunalen und kantonalen Baubehörden, die Beurteilung in Bezug auf die Zielvorgaben des Inventars der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz ISOS, die Vernehmlassung in Beschwerdeverfahren, die Beratung von Baubehörden und Privaten sowie die Mitwirkung in Beurteilungsgremien von Wettbewerben und Studienaufträgen. Bauvorhaben und Planungen, zu denen die Denkmalpflege nach Vorgabe des Denkmalschutzgesetzes zuhanden der Standortgemeinde bzw. des Amtes für Raumplanung Stellung nimmt, betreffen schützenswerte und geschützte Denkmäler, den Umgebungsschutz von Denkmälern sowie Objekte in Ortsbildschutzzonen. Zusätzlich nimmt die Denkmalpflege in Weilerzonen und zu Bebauungsplänen Stellung, wenn darin der Erhalt von Objekten festgelegt wird. Eine neue Herausforderung betrifft die Beurteilung von energetischen Massnahmen (Wärmedämmung, Energiegewinnung) an Baudenkmalern und in Ortsbildschutzzonen. Hier gilt es Lösungen zu finden, die zugleich ökologischen und denkmalpflegerischen Anliegen gerecht werden.

Ein weiterer Schwerpunkt lag in der Fertigstellung des Manuskripts zur Monografie über die Stadtzuger Kirche St. Oswald. Für das Jubiläum «400 Jahre Pfanneregger Reform im Kloster Maria Opferung» wurden die Baugeschichte des Frauenklosters neu geschrieben und ein Verzeichnis des mobilen Kulturguts erstellt. Daneben wurden wissenschaftliche Grundlagen für Unterschutzstellungen und Dokumentationen der Denkmalpflege bereitgestellt und anlässlich mehrerer Führungen vorgestellt. Intensiv waren die Arbeiten zur Begleitung des Pilotprojekts «Bestandesaufnahme historischer Bauten in Neuheim», welche eine methodische Grundlage für eine systematische Bewertung des denkmalpflegerischen Baubestands in allen Gemeinden geliefert hat.

Die archäologische Tätigkeit betrifft im Wesentlichen die Durchführung von archäologischen Rettungsgrabungen und Bauuntersuchungen sowie Prospektionen, Aushub-

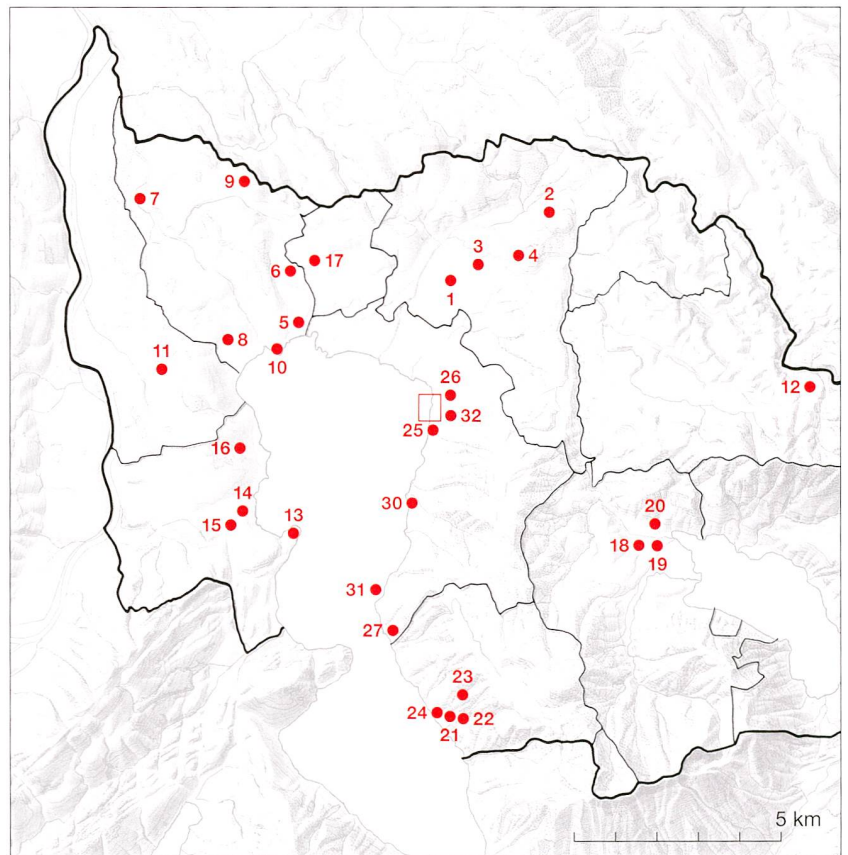
überwachungen und Kurzdokumentationen sowie das Bergen von Fundmaterial und Proben. Die Bauforschung liefert wichtige Grundlagen, die zum umfassenden denkmalpflegerischen Verständnis der Bauten notwendig sind. Die hohe Bau- und Planungstätigkeit machte zahlreiche Rettungseinsätze erforderlich: 7 Rettungsgrabungen, 11 Bauuntersuchungen, 14 Sondierungen und Feldbegehungen sowie 25 Aushubüberwachungen und 8 Umbaubegleitungen/Kurzdokumentationen. Stellungnahmen, welche die Kantonsarchäologie nach Vorgabe des Denkmalschutzgesetzes zuhanden der Standortgemeinde bzw. des Amtes für Raumplanung abgibt, betreffen Bauermittlungs- und Baugesuche sowie geplante bauliche Veränderungen hinsichtlich archäologischer Fundstätten.

Ebenfalls zu den Kernaufgaben der Kantonsarchäologie gehören die Aufarbeitung der Felddokumentation zur Archivreife, die vorsorgliche Konservierung und die nachhaltige Lagerung von Funden und Proben sowie die wissenschaftliche Auswertung der Untersuchungen. Im Jahr 2011 liefen unter anderem folgende Auswertungsprojekte: neolithische Feuchtbodenfundstelle Cham-Eslen; neolithische Feuchtbodensiedlungen Zug-Vorstadt (Lizentiatsarbeit Uni Bern); mittelbronzezeitliche Siedlungsgruben Zug-Rothuswiese (Teilauswertung auf der Basis von zwei Lizentiatsarbeiten); römische Mühle und Heiligtum Cham-Hagendorn (in Zusammenarbeit mit dem Museum für Urgeschichte und der Uni Bern); Fundmünzen des Kantons Zug, Band 3 (in Zusammenarbeit mit dem Inventar der Fundmünzen der Schweiz); Archäologie der Stadt Zug, Band 1; Holzbauten des 14. bis 17. Jahrhunderts (in Zusammenarbeit mit der Uni Zürich, unterstützt durch den Schweizerischen Nationalfonds); Burgruine Hünenberg; neuzeitliche Tapetenfunde (Lizentiatsarbeit Uni Zürich). Den Abschluss dieser Auswertungen werden monografische Publikationen oder Aufsätze in Fachzeitschriften bilden, für welche die Kantonsarchäologie Fundzeichnungen, Pläne und Fachfotografien erstellt. Ferner bieten Mitarbeitende regelmässig Grabungs- und Betriebsführungen an und halten öffentliche Vorträge.

Schatzjägerinnen und Schatzjäger mit ihren Metallsuchgeräten sind vielerorts eine grosse Bedrohung für archäologische Fundstellen. Bei ihrer Suche nach Metallobjekten durchwühlen sie Fundstellen und zerstören so Schichten und Baubefunde. Sie reissen auch vordergründig unscheinbare Funde aus dem Schichtzusammenhang und machen sie so für die Forschung praktisch wertlos. Raubgräberinnen

Kanton Zug, Objekte, die 2011 von der Kantonsarchäologie bearbeitet wurden und in diesem Band vorgestellt sind (für Objekte in der Innenstadt von Zug s. Karte unten).

- 1 Baar, Altgasse 6: Aushubüberwachung
- 2 Baar, Baarburg: Prospektion
- 3 Baar, Mühlegasse 7, Wohnhaus: Kurzdokumentation
- 4 Baar, Neuheimerstrasse, Ziegelhütte: Bauuntersuchung
- 5 Cham, Bachgraben, Zugerstrasse 112 (Alpenblick II): Rettungsgrabung
- 6 Cham, Grindel: Prospektion
- 7 Cham, Kloster Frauental: Bauuntersuchung
- 8 Cham, Klostermatt: Rettungsgrabung
- 9 Cham, Oberwil, Äbnetwald: Begehung
- 10 Cham, St. Andreas 1, Schloss St. Andreas: Bauuntersuchung und Ausgrabung
- 11 Hüenenberg, Dorf: Altfund
- 12 Menzingen, Bostadel: Kurzdokumentation
- 13 Risch, Buonas 2, Wohnhaus: Bauuntersuchung
- 14 Risch, Buonas, Dersbachstrasse 4, Wohnhaus: Bauuntersuchung
- 15 Risch, Buonas, Seeblickweg 6: Aushubüberwachung
- 16 Risch, Schwarzbach: Sondierung
- 17 Steinhausen, Unterfeldstrasse: Baubegleitung
- 18 Unterägeri, Binzenstrasse 10, Wohnhaus: Kurzdokumentation
- 19 Unterägeri, Höfnerstrasse 1, ehemaliges Gasthaus «Zur Brücke»: Kurzdokumentation
- 20 Unterägeri, Alte Landstrasse 107, Wohnhaus: Dendrochronologische Datierung
- 21 Walchwil, Dorfstrasse 17, Wohnhaus: Bauuntersuchung und Ausgrabung
- 22 Walchwil, Dorfstrasse 23, Wohnhaus: Bauuntersuchung
- 23 Walchwil, Vorderbergstrasse 20, Wohnhaus: Kurzdokumentation
- 24 Walchwil, Zugerstrasse 38, Wohnhaus: Bauuntersuchung
- 25 Zug, Artherstrasse: Kurzdokumentation
- 26 Zug, Blumenweg 14, Wohnhaus: Kurzdokumentation
- 27 Zug, Lotenbach, Steinbruch: Geländeaufnahme
- 28 Zug, Neugasse 10 und 12, Wohn- und Geschäftshäuser: Bauuntersuchung und Ausgrabung
- 29 Zug, Neugasse 31, Wohnhaus: Bauuntersuchung
- 30 Zug, Oberwil, Zugersee: Waffenfund
- 31 Zug, Oterswil, Insel Eielen: Tauchprospektion
- 32 Zug, Schwertstrasse 6, Wohnhaus: Bauuntersuchung
- 33 Zug, Unterer Postplatz: Ausgrabung



Stadt Zug, Innenstadt. Objekte, die 2011 von der Kantonsarchäologie bearbeitet wurden und in diesem Band vorgestellt sind.

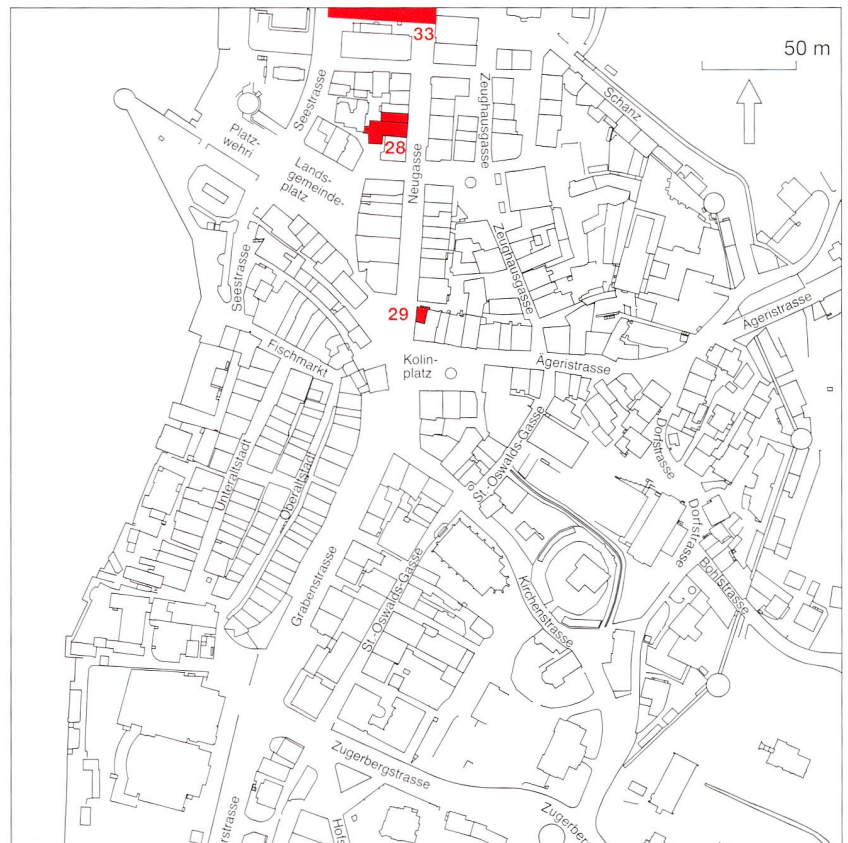




Abb. 1
Baar, Baarburg. Einzelfunde. 1 Zwei keltische Büschelquinare aus Silber, einer von der Vorderseite («Büschel»), einer von der Rückseite (Pferd) aufgenommen. 2 Fragment eines vermutlich spätlatènezeitlichen Anhängers aus Bronze. 3 Römischer Schlüsselfingerring aus Bronze, ungereinigt. Massstab 2:1.

und -gräber zerstören dadurch Geschichtsquellen und stehlen archäologische Zeugnisse, die der Öffentlichkeit gehören. Bezüglich dieser Problematik hat die Sendung «Einstein» des Schweizer Fernsehens den Kantonsarchäologen und Amtsleiter interviewt (ausgestrahlt am 10. Februar 2011). Seit fünfzehn Jahren stoppt die Kantonsarchäologie Zug Hobby-Archäologinnen und -Archäologen erfolgreich, indem sie einen privat tätigen Metallsuchgänger professionell einsetzt. Im Auftrag des Kantons sucht er gezielt Fundstellen ab, stellt archäologische Funde sicher und macht dadurch archäologisch sensible Zonen für die illegal Schatzjagenden uninteressant.

Kurzberichte

Baar, Altgasse 6: Aushubüberwachung

Der Bauplatz an der Altgasse 6 in Baar liegt in jener Zone zwischen Friedhof und St.-Martins-Kirche, in welcher seit Längerem ein römischer Gutshof vermutet wird. Römisches Fundmaterial ist in diesem Zusammenhang aus dem nördlich angrenzenden Grundstück Kirchgasse 13 bekannt. Die Kantonsarchäologie überwachte aus diesem Grund den Aushub für den Neubau eines Wohnhauses. Diesem ging der Abbruch einer Car-Garage aus dem Jahre 1969 voraus.

Im Laufe der Baustellenbegehungen konnte ca. 60 cm unter der aktuellen Erdoberfläche aus dem nordwestlichen Baugrubenprofil ein römisches Tubulifragment geborgen werden. Eine zugehörige römerzeitliche Kulturschicht konnte nicht ausgemacht werden. Wie sich später herausstellte, umschlossen moderne Leitungsgräben grosse Teile des Grundstücks. Sowohl im nordwestlichen wie auch im nordöstlichen Grubenprofil war der Schichtaufbau dadurch oft bis auf Höhe des anstehenden Schwemmkiesses zerstört. Ungestörte Schichtverhältnisse waren am

ehesten innerhalb der Baugrube selbst oder im Bereich des Hausvorplatzes anzutreffen. In diesem Teil des Grundstücks lag ca. 70 cm unter der aktuellen Vorplatzpflasterung eine vergraute Erdschicht, in welcher ein stark ver-rundetes, vielleicht römisches Ziegelbruchstück steckte.

GS-Nr. 505.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1848.

Kantonsarchäologie: Kilian Weber.

Literatur: Beat Horisberger, Ein römischer Gutshof im Zentrum von Baar. Tugium 19, 2003, 111–144, besonders 112f.

Baar, Baarburg: Prospektion

Erneute Prospektionsgänge auf der Baarburg haben wiederum zahlreiche eisenzeitliche und römische Funde erbracht. Zwei Büschelquinare stammen aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. (Abb. 1.1). Ebenfalls spätlatènezeitlich dürfte das mutmassliche Fragment eines Kammanhängers sein (Abb. 1.2). An römischen Geldstücken liegen vor allem Antoniniane vor, so etwa von Kaiser Gallienus (253–268 n. Chr.) und Aurelianus (270–275 n. Chr.). Zu erwähnen sind ferner zwei Aes-Münzen aus dem ersten Drittel des 4. Jahrhunderts, die im Namen der Caesaren Maximinus II. und Constantinus II. geprägt wurden. Zudem wurde ein Schlüsselfingerring für ein Drehschloss gefunden (Abb. 1.3). Er lässt sich mit Ringen aus Augst und Kaiseraugst vergleichen, die in die erste Hälfte des 3. Jahrhunderts datieren.

GS-Nr. 2370.

Kantonsarchäologie: Romano Agola, Stephen Doswald und Renata Huber. Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 173.

Literatur: Werner E. Stöckli, Die Besiedlungsgeschichte der Baarburg (Gemeinde Baar, Kanton Zug). JbSGUF 83, 2000, 7–24.

Baar, Kirchgasse, Pfarrkirche St. Martin: Restaurierung Kirchturmuhr

Im frühen Mittelalter interessierten sich vor allem Klöster und Kirchen für eine genaue Zeiteinteilung. Seit dem

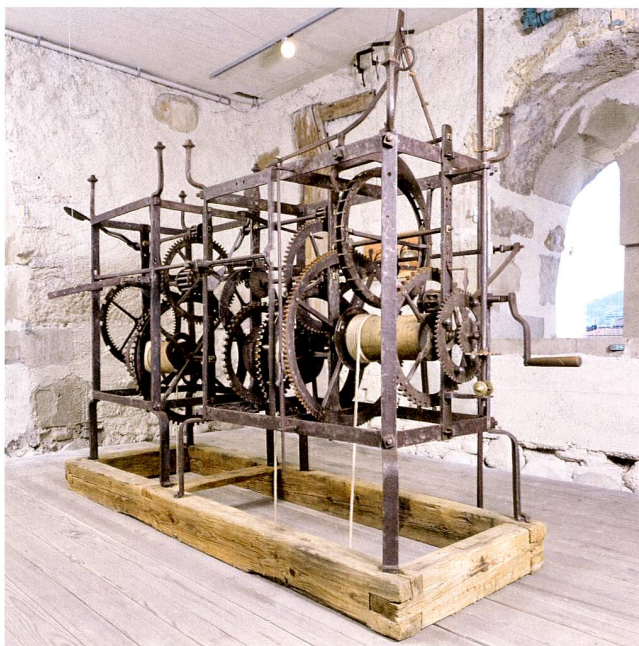


Abb. 2
Baar, Kirchgasse, Pfarrkirche St. Martin. Restaurierte Turmuhr:
 Gesamtansicht.

12. Jahrhundert beteiligten sie sich an der Herstellung der ersten Räderuhren, um den Ablauf des täglichen Gottesdienstes bei Tag und Nacht genauer einzuteilen. Die kirchlichen Stunden entstanden und die Kirche regelte das bürgerliche Leben durch Glockenzeichen wie das Betzeit-, Mittag- und Abendgeläute. Das Bedürfnis nach genauer Feststellung der Tageszeiten nahm zu. Kirchen, Tortürme und Rathäuser erhielten öffentliche Uhren. Es war in der Zeit, als der Beruf des Uhrmachers noch nicht von demjenigen der Schlosser und Schmiede getrennt war. Darum galten die gleichen Zunftregeln. Die Uhrmacher der Anfangsperiode nannten sich durchwegs «Schlosser und Uhrmacher».

Zur Baugeschichte der Turmuhr in Baar

Die im Jahre 1526 gebaute Turmuhr für die St.-Martins-Kirche in Baar war ein einfaches Werk mit Gehwerk und Stundenschlag (Abb. 2). Am Pfeiler beim Gehwerk rechts ist eine eingeschlagene Signatur des Uhrmachers Hans Luter aus Zürich zu finden: zwei Pflänzchen in L-Form, Jahrzahl 1526, Zürcher Wappen, Pflänzchen. Hans Luter (auch Lutterer genannt) und sein Sohn Niklaus waren in Zürich als Stadtuhrmacher tätig. Luter stammte aus Waldshut und wurde 1516 zu seiner grossen Ehre «umb siner Khunst willen» ins Bürgerrecht Zürichs aufgenommen. Sein Sohn und Nachfolger Niklaus Luter kaufte 1543 die Zunftgerechtigkeit in Zürich. Niklaus signierte mit demselben Zeichen wie sein Vater, jedoch mit dem Unterschied, dass das Wappen ein leicht einwärts gewölbtes Dach hat und das Meisterzeichen immer dreimal in derselben Anordnung geschlagen ist.

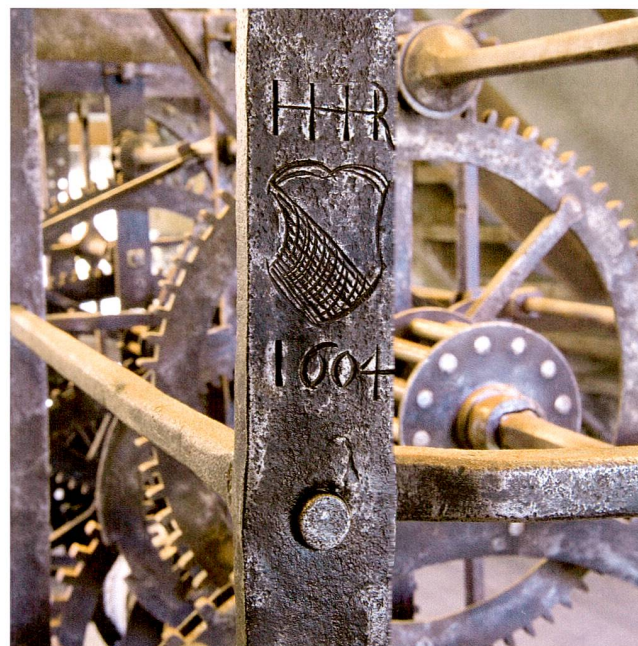


Abb. 3
Baar, Kirchgasse, Pfarrkirche St. Martin. Restaurierte Turmuhr:
 Signatur «HHR 1604» auf dem zweiten Stundenschlagwerk.

Die Baarer Turmuhr hat im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Änderungen erfahren. Ursprünglich besass das Werk, wie die meisten Uhren aus dieser Zeit, einen Waagebalken. Diese Waagunruhe bestand aus einem horizontal hin und her schwingenden Stab, der mit der senkrecht aufgehängten Spindel fest verbunden war. Auf dem Waagebalken befanden sich Einkerbungen zum Aufhängen von Blei- oder Eisengewichten, mittels derer die Schwingungszeit etwas geregelt werden konnte, je nachdem man sie gegen die Mitte oder an den beiden Enden aufhängte. Das ist die älteste Hemmungsart der Räderuhren.

Das ganze Uhrwerk ist geschmiedet. Das ursprüngliche Werkgestell besteht aus vierkantigen Pfeilern mit ausgebogenen, sogenannten Fialen, die oben und unten mit verkeilten nachträglich verschraubten Querbändern verbunden sind. Die Pfeiler sind um 45 Grad abgewinkelt. Gehwerk und Stundenschlagwerk sind hintereinander angeordnet, wie es damals üblich war. Die zuerst geschmiedeten Räder mussten noch von Hand mit Zirkel oder Schablone eingeteilt werden. Dann sägte und feilte man die Zähne. Aus Rohlingen schmiedeten die Uhrmacher auch alle anderen Teile.

Eine Turmuhr war immer ein sehr teurer «Gebrauchsgegenstand» und wurde im Laufe der Jahrhunderte verbessert, modernisiert. Das Werk aus der Pfarrkirche St. Martin ist in dieser Beziehung sehr interessant. Die Jahrzahl 1563 weist auf eine frühe Reparatur hin, vielleicht noch durch Luters Sohn Niklaus. 1604 folgt eine weitere Umänderung. Das alte Stundenschlagwerk wurde zu einem Viertelstundenschlagwerk umgebaut. Am Viertel-

stundenwerk sind deutliche Spuren des alten Stundenschlagwerkes vorhanden. Ausserhalb des alten Werkes wurde ein neues Stundenschlagwerk in einem eigenen Werkgestell gebaut. Es ist ganz der Bauart Luters angepasst. Die vier Strebepfeiler sind nach dem alten Vorbild gestaltet. Diese Umänderung deutet darauf hin, dass man sich doch schon an eine genauere Zeiteinteilung gewöhnt hatte und daher das Fehlen des Viertelschlages immer mehr als Mangel empfunden wurde. Die Signatur «HHR 1604» auf die-sem zweiten Werk (Abb. 3) stammt eventuell von Hans Heinrich II. Habrecht, geboren 1575.

Joachim Habrecht gründete eine berühmte Uhrmacherfamilie, die im 16.–18. Jahrhundert in Schaffhausen, Strassburg und Regensburg tätig war. Er wurde wahrscheinlich kurz nach 1500 in Diessenhofen geboren und erwarb 1540 das Bürgerrecht von Schaffhausen. Er war ein Zeitgenosse des Zürcher Uhrmachers Hans Luter und des Winterthurer Uhrmachers Laurentius Liechti. Von den dreizehn Kindern des Joachim Habrecht war Isaak (1544–1620) das siebente und Josias (geboren 1552) das zehnte. Beide lernten – wie auch ihr Bruder Hans – das Uhrmacherhandwerk. Isaak und Josias wurden später durch den Bau der astronomischen Uhr in Strassburg, die sie zusammen mit dem Schaffhauser Maler Tobias Stimmer (1539–84) geschaffen hatten, noch berühmter als ihr Vater. Hans Habrecht hatte viele Kinder aus zweiter Ehe. Zwei dieser Kinder, nämlich Hans Heinrich II. (geboren 1575) und Caspar Habrecht (geboren um 1592), wurden vielleicht Uhrmacher, was aber nicht schriftlich belegt ist.

Nach 1656 erfolgte an der Uhr der St.-Martins-Kirche der Pendelumbau, der eine grosse Verbesserung der Genauigkeit bedeutete. Ging die Uhr vorher täglich manchmal bis zu einer halben Stunde ungenau, lag die Genauigkeit nun im Bereich von Minuten. Weitere Inschriften auf dem Uhrwerk bezeugen Reparaturen: «Renuviert Gebrüder Lang Hitzkirch Uhrenmacher Anno M D CCC XXI» und «R. Langenegger Mech. 1912, E. Meyer Uhrm. 1912». Es ist anzunehmen, dass bei diesen Reparaturen die Gangarten des ersten Pendelumbaus wiederum verbessert wurden. Die Turmuhr in der Kirche St. Martin repräsentiert nicht nur ihr Alter, sondern zeigt auch eine Entwicklung von über 400 Jahren.

Restaurierung der Turmuhr

Die Turmuhr von St. Martin fristete vor der Restaurierung über Jahrzehnte hinweg ein rostiges Dasein. Nach der letzten grösseren Kirchenrestaurierung in den Jahren 2004/05 beschäftigte sich der Kirchenrat der katholischen Kirchgemeinde Baar mit dem alten Uhrwerk und einer möglichen Restaurierung. Im Laufe der Zeit reifte der Gedanke, das Uhrwerk zu restaurieren und mit Pendeln zu ergänzen, damit dem Betrachter nicht nur das historische Uhrwerk, sondern auch der Antrieb gezeigt werden könnte. Darauf wurde eine Arbeitsgruppe einberufen. Dieser ge-

hörten als Bundesexpertin Brigitte Vinzens, Konservatorin und Restauratorin der Uhrensammlung Kellenberg in Winterthur, Thomas Muff, Geschäftsleiter der Firma Muff Kirchturmtechnik in Triengen, Monika Twerenbold, stellvertretende Denkmalpflegerin des Kantons Zug, Antoine Arnold, Sakristan, und Hanspeter Bart, Kirchenratschreiber, an.

Nach mehreren Besprechungen vor Ort reifte das Projekt, und im Frühling 2011 konnte die Firma Muff AG mit den Arbeiten beginnen. In einem ersten Arbeitsschritt musste das Uhrwerk sorgfältig abgebaut werden. Sämtliche Bestandteile der Uhr wurden bezeichnet, vor Ort zerlegt und im Uhrenatelier ausgelegt. Erst nach einer genauen Bestandesaufnahme der vollständig zerlegten Uhr war es definitiv möglich, abgenützte Uhrenteile auf deren Sanierung oder Rekonstruktion hin zu beurteilen. Die darauf folgende Reinigung wurde nach althergebrachter Handwerkskunst von Hand durchgeführt. Um eine bedeutende Schmiedearbeit angemessen zu würdigen, wurden bestehende Bearbeitungsmerkmale und auch Rostfrass sichtbar belassen; jeder Farb- oder Lacküberzug würde wertvolle Details überdecken. Nach der Reinigung mussten die Uhrenteile eingeölt und konserviert werden. Die Achsen und Achszapfen wurden für eine bessere Gleitfähigkeit aufpoliert. Nun folgte ein mehrmaliges Zusammenbauen der Uhr, um die Lauffähigkeit zu kontrollieren und zu optimieren.

Um den Uhrenantrieb zu gewährleisten, mussten die Pendelaufhängung, deren Befestigungsvorrichtung an der Decke, die Pendelstange und Pendellinse, die Gewichtssteine und die Klangschalen rekonstruiert werden. Diese «neuen» Bestandteile des Uhrwerks wurden nach Rücksprache mit der Bundesexpertin ebenfalls im Werk der Firma Muff angefertigt. Die neue Pendelstange wurde in Eisen geschmiedet, deren Linse wie auch die Gewichtssteine in Sandstein gehauen. Im bestehenden Bretterboden mussten für das Durchführen der Pendelstange und der Gewichtssteine Öffnungen ausgespart werden. Darauf folgte die Montage der Uhrenanlage im Turm, die Inbetriebnahme des Uhrwerks, des Schlagwerkes und des Laufwerks. Das Justieren einer Uhr ist eine aufwendige Arbeit mit unzähligen Probeläufen und Kontrollen vor Ort.

Nebst der Restaurierung und Wieder-Inbetriebnahme der Turmuhr wurde auch beschlossen, die «Uhrenstube» aufzufrischen. Die Wände mussten gesäubert und neu gestrichen, die Beleuchtung erneuert und die Läden zum Verschliessen der grossen Rundbogenöffnungen ersetzt werden.

GS-Nr. 502, Ass.-Nr. 73a.

Denkmalpflege: Roman Brunner, Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Brigitte Vinzens und Monika Twerenbold).

Planung: Muff AG, Triengen.

Literatur: KDM ZG NA. 1, 27f. – Josef Grünenfelder, Pfarrkirche St. Martin und Beinhauskapelle St. Anna in Baar. Bern 2008 (Schweizerische Kunstführer GSK 831).



Abb. 4

Baar, Mühlegasse 7, Wohnhaus. Das 1976 versetzte und 2011 abgebrochene Haus. Ansicht von Südwesten.

Baar, Mühlegasse 7, Wohnhaus: Kurzdokumentation und Abbruch

Das Haus Mühlegasse 7 wurde 2011 abgebrochen. Es war 1976 wegen des Doppelspurausbaus der benachbarten Eisenbahnlinie um knapp 50 m verschoben worden. Das Sockelgeschoss war daher modern, ebenso der gesamte Innenausbau. Auch die Befensterung scheint fast komplett modern gewesen zu sein (Abb. 4).

Die Grundstruktur der Obergeschosse bildete hingegen ein intakter zweigeschossiger Ständerbau mit Wänden aus eingeneteten Kantholzbalken (Grundmasse 9,4 x 9,85 m). Das Haus wies an den beiden Traufseiten im Westen und Osten eine 1,3 m breite Laube auf. Ein breiter quer zum First verlaufender Korridor mit den Treppenläufen teilte das Haus. Südlich davon waren grosszügig bemessene Stuben und Kammern, nördlich davon nur 2,8 m tiefe Räume angeordnet. Die Küche dürfte von Anfang abge-

trennt und mit einem Rauchfang ausgestattet gewesen sein. Der zweigeschossige Dachstuhl war eine Mischkonstruktion mit stehenden Stuhlsäulen im unteren Dachgeschoss und an den Fassaden sowie liegenden Stuhlsäulen in den Binnenjochen des oberen Dachgeschosses.

Der Ständerbau und die Dachkonstruktion dürften im 18. Jahrhundert errichtet worden sein. Im Haus wurde eine Ofenkachel mit Fayenceüberzug und Aufschrift «Carli Anthonius Müller 1791» sowie dem Wappen der Familie Müller von Baar (ganzes Mühlrad mit Schaufeln) aufbewahrt. Angesichts der Nähe des Hauses zum Mülibach und zur ehemaligen Untermüli würde es nicht überraschen, wenn Mitglieder der Familie Müller Eigentümer des Hauses waren.

GS-Nr. 317, Ass.-Nr. 198a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1836.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Markus Bolli.

Literatur: KDM ZG NA. 1, 65 und 67.

Baar, Neuheimerstrasse, Ziegelhütte: Bauuntersuchung und Umbau

Die Ziegelhütte Baar liegt am Ausgang des engen Tals der Lorze nahe der «Ziegelbrugg» oder «Sagenbrugg», am Fuss der Baarburg. Die Baarer Ziegelei wurde 1605/06 gegründet und zwischen 1637 und 1653 von der Korporation gekauft. Nach einem Beschluss der Dorfgemeinde vom 21. November 1808 errichteten der aus Tirol stammende Zimmermeister Melchior Schellhammer und die Maurermeister Johann und Josef Mathias einen Neubau (Abb. 5). Die gleichen Baumeister hatten kurz zuvor die Rathausscheune in Baar erstellt. Melchior Schellhammer erhielt einen Vertrag über 90 Louis d'Or, wovon 28 bis Ende des Holzbehaus, 48 bis Ende des Abbindens und 58 bis Ende des Aufrichtens zahlbar waren. Der Vertrag zählt folgende Punkte auf: «Alte Hütte» abreissen, Errichten



Abb. 5

Baar, Neuheimerstrasse, Ziegelhütte. Die 1808/09 vom Zimmermeister Melchior Schellhammer errichtete Ziegelhütte nach der Restauration. Ansicht von Nordwesten.

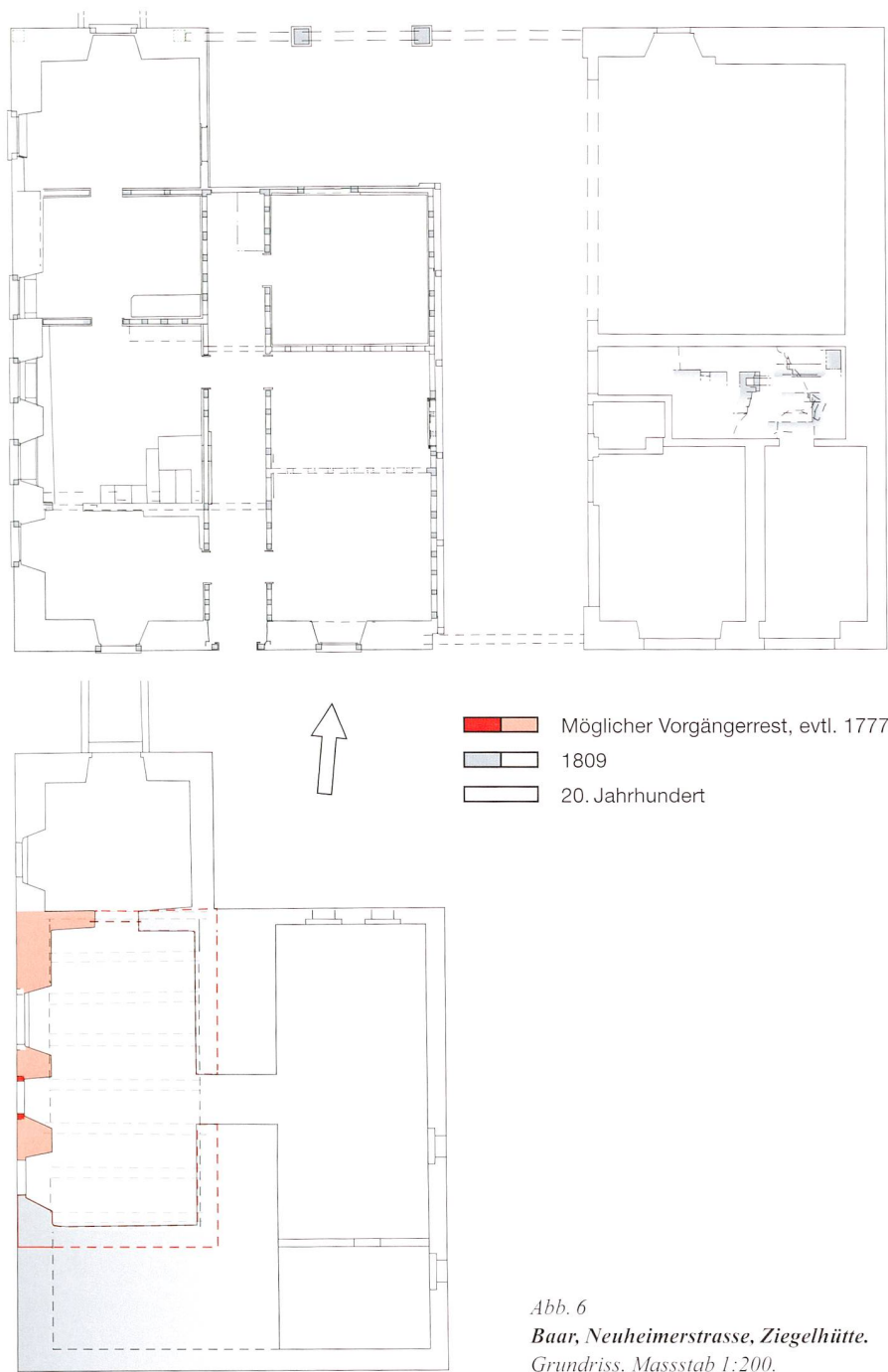


Abb. 6
Baar, Neuheimerstrasse, Ziegelhütte.
 Grundriss. Massstab 1:200.

des Kellers durch den Maurermeister, Bau von Schwellen, Unterzügen und Riegelwänden. Die Wohnung sollte die Stube, das «Stübli» und zwei Schlafzimmer umfassen. Über dem Keller und zwischen erstem und zweitem Boden in den Wohnzimmern wurden «durchgehende Schreegboden mit Gehobleten und Gekamnten Läden» verlangt. Unter und über Stube und «Stübli» sollten generell gekämmte, sonst aber gestossene Bretter verwendet werden – wahrscheinlich zur besseren Isolation. Die Haus-, Stuben- und «Stübli» waren Schreinerarbeiten, alle übrigen Türen wurden vom Zimmermann hergestellt. Das Haus wurde mit einem «laut Plann Toppelt Liegenden Tachstuhl» gedeckt. An der Westfassade sollten zwei Klebdächer, an der Rückfassade ein Klebdach angebracht werden. Für den

Dachraum wurden Gestelle, auf drei Seiten Fensterläden und sechs Dachfenster bestellt.

1841 erbaute Zimmermeister Leonz Patrizius Uster neben der Ziegelhütte eine Holzhütte. Die Korporation beabsichtigte 1892 die Ziegelhütte zu verkaufen, liess sie aber dann nochmals renovieren. Der Betrieb musste schliesslich 1901 eingestellt werden, die Wohnung wurde 1903 an Private vermietet. Der Brennofen soll bei einem Umbau 1954/55 abgebrochen worden sein, als auch das Riegelwerk teilweise erneuert wurde.

Das Gebäude ist ein hochgiebliger Fachwerkbau auf einem gemauerten Unter- und Erdgeschosssockel. Das Erdgeschoss ist dreigeteilt (Abb. 6): Im Westteil befindet sich die teilweise unterkellerte, ehemalige Zieglerwohnung.

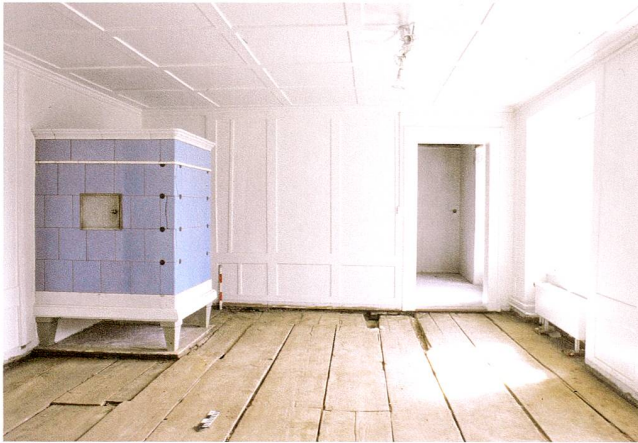


Abb. 7
 Baar, Neuheimerstrasse, Ziegelhütte. Die Stube in der ehemaligen Zieglerwohnung vor dem Umbau. Blick nach Süden.

Der mittlere Teil ist eine offene Halle, die zurzeit als Durchfahrt genutzt wird. Im Norden weitet sich die Halle, so dass fast die Hälfte der Nordfassade im Erdgeschoss durch zwei frei stehende Eichenständer gebildet wird. Zu der Halle gehörte einst auch der hangseitige östliche Teil des Erdgeschosses. Dieser wurde Mitte des 20. Jahrhunderts unter anderem mit Garage, Treppenhaus und Toiletten stark ausgebaut, enthielt aber ursprünglich den Brennofen. Reste des Brennofens konnten im Januar 2011 in Leitungsgräben im 2,5 m breiten Treppenhaus in der Mitte des Ostteils beobachtet werden. Die Befunde lagen direkt unter dem Betonboden. Im Südosten erstreckten sich Reste eines älteren Lehmbodens, der mindestens bis in 30 cm Tiefe durch Brandeinwirkung rot verfärbt war. Nördlich davon lagen Reste eines jüngeren West-Ost-orientierten Kanals. Der Kanal war 45 cm breit, aus Lesesteinen gemauert und innen mit Backsteinen ausgekleidet. In das westliche Ende der Kanalsole mündete von unten her ein kaminartiger Schacht mit brandrotem Verputz. Die spärlichen Reste lassen sich freilich nicht zuverlässig einem bekannten Ofentyp zuweisen. Weitere Reste des Brennofens sind nach wie vor unter dem Zementboden erhalten.

Die Zieglerwohnung war im Grundriss ursprünglich 11,5 × 12,5 m gross. Süd- und Westfassade waren massiv gemauert, der Rest in Fachwerkbauweise errichtet. Typisch für Fachwerkkonstruktionen des frühen 19. Jahrhunderts sind die relativ geringen Abstände von nur 30 bis 40 cm zwischen den Balken. Die Wohnung war durch einen in Süd-Nord-Richtung verlaufenden Quergang in zwei gleich breite Teile gegliedert. Im Westteil waren die Küche (Südwestecke), die Stube (Abb. 7, unter dem First) und eine Kammer, im Ostteil drei Kammern untergebracht. Abgesehen von der Küche war der Westteil unterkellert. Der Eingang zum Keller lag an der Nordseite und trägt einen Sturz mit der Jahreszahl 1777. Tatsächlich dürften Teile des Kellers vom Vorgängerbau übernommen worden sein. Die dendrochronologische Untersuchung passt zur

angeschriebenen Jahreszahl am Sturz der Kellertür (Endjahr 1770 mit vier Splintringen). Es handelt sich wahrscheinlich um einen wieder verwendeten Sturz des Vorgängerbau. Die Sockelpartie unter der Küche, dem Quergang und den östlichen Kammern war ursprünglich mit Erdreich aufgeschüttet. Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde der Ostteil teilweise unterkellert. Zu einem späteren Zeitpunkt wurde der Westteil der Wohnung mit einer unterkellerten, angebauten Kammer bis auf die Nordfassade der Ziegelhütte erweitert. Das hohe Obergeschoss der Ziegelhütte war modern unterteilt. Ursprünglich war es eine Halle mit zwei Reihen frei stehender Ständer. Diese Halle und die beiden Dachgeschosse sind mit wandhohen Fenstern belichtet bzw. belüftet und dienten einst als Trocknungsräume. Das steile Dach ruht auf zwei übereinander angeordneten, liegenden Stühlen. Gemäss dendrochronologischer Untersuchung ist die Ziegelhütte ein kompletter Neubau von 1808/09. Die eichene Deckenbalkenlage des Kellers weist den letzten Jahrring 1792 (mit zwei Splintringen) auf, was zum Bau datum 1808/09 passen dürfte. Das gleiche Resultat haben die Datierungen von Nadelhölzern im Fachwerk der Wohnung und im Obergeschoss mit den Endjahren 1786, 1787, 1793, 1797, 1802, zweimal 1805 (ohne Waldkante) und viermal den Fälljahren Herbst/Winter 1807/08 geliefert.

Der steile Giebel, das regelmässige Fachwerk und die hohen Jalousien verleihen der Baarer Ziegelhütte mit ihrem sorgfältig gefügten Fachwerk ein beinahe vornehmes Erscheinungsbild, das sich abhebt von der üblichen, durch einfache Zweckmässigkeit bestimmten Form solcher Anlagen. Bei der Sanierung 2010/11 durch die Korporation Baar-Dorf wurde das Gebäude aussen im originalen Zustand belassen und restauriert, zwei unschöne Veränderungen aus neuerer Zeit wurden korrigiert. Bei der Wohnung im Erdgeschoss konnten die Wandverkleidungen und der Kachelofen erhalten bleiben. Der Zugang erfolgt neu im überdachten Bereich im Norden. Die Obergeschosse sind mit einem Lift erschlossen, dessen Schacht nicht über die Dachfläche ragt. Im ersten Obergeschoss sind die Büros der Korporationsverwaltung untergebracht. Der grosse Dachraum mit dem sichtbaren Gebälk ist zum Veranstaltungsraum umgebaut.

GS-Nr. 2375, Ass.-Nr. 220a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1787.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Markus Bolli.

Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Heinz und Kristina Egger, Boll; Martin Schmidhalter, Brig.

Denkmalpflege: Roman Brunner, Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Roman Brunner).

Planung: Arbeitsgemeinschaft Ruedi Zai, Arch. ETH, und Oliver Guntli, Arch. FH, Zug.

Literatur: Aloys Müller, Geschichte der Korporation Baar-Dorf. Baar 1945, 302–311. – Michèle Grote, Zur Entwicklung der Zuger Ziegel vom Ende des 15. bis Ende des 19. Jahrhunderts. Stiftung Ziegelei-Museum Meienberg Cham, 5. Jahresbericht 1987, 3–20, hier 16f. – KDM ZG NA. 1, 78f. – Dittli 2007, 5, 286.

**Baar, Walterswil, Sihlbrugstrasse 100, Institutskirche:
Erweiterung der Schulanlage**

Die Grundsteinlegung der Institutskirche Walterswil war am 8. Juni 1902. Leopold Garnin zeichnete die Pläne und leitete die Bauausführungen. 1946 fand eine Innenrenovation statt durch P. Karl Freuler aus Immensee und Architekt A. Stadler aus Zug. Bei dieser Renovation erhielt die Institutskirche eine Holzdecke, und der Chor wurde verkürzt. Ebenso wurden die Altäre braun gefasst, die Dekorationsmalereien entfernt und der Dachreiter vereinfacht. Der Architekt J. Delaloye restaurierte die Kirche im Jahre 1984/85. Er liess die alte Raumform, die Dekorationsmalereien an den Decken und die Chordecke wieder herstellen. Nach Josef Grünenfelder hält sich die Kirche stilistisch an einheimische spätbarocke Vorbilder, ohne sie direkt zu kopieren. Wie eine Erinnerung an die zisterziensische Vergangenheit Walterswils mutet der bescheidene Dachreiter über der Giebelfront des grossen Baukörpers an.

In Walterswil bestand seit dem Mittelalter ein Bad, das seit seiner Wiederentdeckung im 16. Jahrhundert seine Blüte um 1700 erlebte. Um 1900 wurde die Anlage zum Kinderasyl umgebaut. Verschiedene, dem Institut dienende Bauten (Spielhalle, Schulhaus, Dienstbotenhaus, Scheune) wurden 1903–07 an Stelle von früheren Bauten erstellt und sind teilweise durch die heutigen, in den 1960er Jahren entstandenen Schulbauten ersetzt. Bis 1997 bestand hier die Internats- und Tagesschule Walterswil. Das historisch wichtigste Gebäude der Anlage ist das Wetzingerhaus. Es wurde 1692–96 nach den Plänen von Johann Moosbrugger von der Zisterzienserabtei Wettingen als Erholungs- und Badehaus für die Klosterangehörigen gebaut. Im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts hat das Gebäude seine Aus-

strahlung weitgehend verloren. Erst die Gesamtrestaurierung von 2001 brachte die verdeckte Schönheit wieder ans Licht und machte den wuchtigen Bau als Baudenkmal erlebbar. Als klösterlicher Landsitz und Herbergsbau ist das Wetzingerhaus im Baudenkmalregister des Kantons Zug einzigartig.

Heute gehört die Anlage der Stiftung Don Bosco und ist Campus der International School of Zug and Luzern. Der Umbau und die Erweiterung der Anlage beziehen sich auf die Strenge, Geschlossenheit und Orthogonalität zisterziensischer Bauten. Zum streng orthogonal ausgerichteten historischen Ensemble Kirche–Wetzingerhaus–altes Schulhaus besteht mit den Neubauten ein zweiter, leicht abgedrehter, ebenfalls orthogonaler Raumraster, der das historische Ensemble spannungsvoll ergänzt und im Bereich der Institutskirche einen Hof bildet (Abb. 8). Das Wetzingerhaus und die Institutskirche sind geschützte Baudenkmal, die bereits in der Vergangenheit restauriert wurden. Die gegenwärtige denkmalpflegerische Massnahme betraf die Reparatur der Glockenläutanlage.

GS-Nr. 3504, Ass.-Nr. 264c.

Denkmalpflege: Roman Brunner, Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Roman Brunner).

Planung: Germann & Achermann Architekten BSA, Altdorf.

Literatur: KDM ZG NA. 1, 100f.

Baar, Zugerstrasse 3, Restaurant Freihof: Unterschutzstellung

Das Restaurant Freihof an der Zugerstrasse 3 in Baar steht an prominenter Lage am Eingang des historischen Dorfkerns gegenüber der Pfarrkirche St. Martin und neben dem Pfrundhaus Reidhaar (Abb. 9). Das Wohn- und Gasthaus



Abb. 8
Baar, Walterswil, Sihlbrugstrasse 100, Institutskirche.
Kirche und neue Schulanlage.
Ansicht von Osten.



Abb. 9
**Baar, Zugerstrasse 3,
 Restaurant Freihof.**
 Ansicht von Süden. Links die
 Pfarrkirche St. Martin.

markiert offensichtlich als Gelenk den traditionellen, ursprünglichen Dorfkern von Baar und spielt für die Wahrnehmung des alten Dorfzentrums eine wichtige Rolle. Zudem ist es als ehemaliges Schulhaus und heutiges Gasthaus ein identitätsstiftendes Objekt für das Dorf.

Das Gebäude spielt für die Bildungsgeschichte der Gemeinde Baar eine zentrale Rolle. Zwei Jahre nach der Gründung des Instituts Menzingen wurde im Jahre 1846 eine private Mädchenschule in Baar eröffnet. Die zwei Lehrschwestern waren die später selig gesprochene Schwester Maria Theresia Scherer sowie Schwester Clara Schibli. Die Menzinger Schwestern unterrichteten die Mädchen im Pfrundhaus Reidhaar. Ab 1855 fand der Unterricht dann im neuen Mädchenschulhaus, dem heutigen Wohn- und Gasthaus Freihof, statt. Das Gebäude wurde 1836 anstelle eines Vorgängerbaus als Schulhaus für die Mädchenschule errichtet. Die Gemeinde Baar hatte den Vorgängerbau einige Jahre vorher erworben. Der Bau repräsentiert den Biedermeierstil, eine interessante Stil-epoche aus dem 19. Jahrhundert. Die elegante, aber eher schlichte Gestaltung wie auch die klare architektonische Gliederung der Fassaden sind Ausdruck dieser Variante des Klassizismus.

Es handelt sich um einen verputzten Riegelbau über massivem Sockel. Der Eingang mit einer zweiarmig angelegten Treppenanlage betont die Mittelachse der Nordfassade. Markant treten die durch Klebdächer unterteilten Giebeldreiecke hervor und werden zusätzlich durch Flugsparren betont. Auf der östlichen Seite des Gebäudes wurde ein schlichtes Ökonomiegebäude erstellt, welches wohl nachträglich mit dem Hauptgebäude verbunden wurde. Dieses Nebengebäude wurde im Zuge einer

Gesamtsanierung der Gebäudegruppe in den späten 1980er Jahren abgebrochen und durch einen modernen Neubau in vergleichbarer Massstäblichkeit ersetzt. Die Fassaden des Haupthauses sind stilgerecht restauriert worden und das ehemals bescheidene Innere erfuhr eine grosszügige Erneuerung.

Im Vorfeld dieser Umbauten ergaben Abklärungen des Amtes für Denkmalpflege und Archäologie, dass sich die Parzelle in archäologisch sensiblem Gebiet befindet. So wurden im Jahre 1997 Mauerfundamente sowie zahlreiche Kleinfunde aus römischer Zeit gefunden. Die Funde dürften zu dem im Bereich der Kirche St. Martin vermuteten Gutshof gehören. Zudem entdeckten die Archäologen in der südöstlichen Ecke des Grundstückes ein Alemannengrab. Grabbeigaben lassen die Bestattung in die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts datieren.

Im Zuge einer Handänderung wurde die Schutzwürdigkeit des Gebäudes beurteilt. Der denkmalpflegerische Wert des innen stark umgebauten Gebäudes besteht in seiner äusseren Erscheinung und in seiner prägnanten Lage. Mit der Kirche St. Martin und dem Pfrundhaus Reidhaar bildet es im Ortsbild von Baar ein historisches Ensemble, das erhalten bleiben soll. In diesem Zusammenhang wurde der Freihof unter Schutz gestellt.

GS-Nr. 72, Ass.-Nr. 52a.

Denkmalpflege: Roman Brunner, Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Monika Twerenbold).

Literatur: KDM ZG NA. 1, 62. – Ortsgeschichte Baar. Baar 2002, Band 2, 108f. – Tugium 14, 1998, 25f. – Beat Horisberger, Ein römischer Gutshof im Zentrum von Baar. Tugium 19, 2003, 111–144. – Beat Horisberger, Katharina Müller, Andreas Cueni und Antoinette Rast-Eicher, Bestattungen des 6./7. Jh. aus dem früh- bis spätmittelalterlichen Gräberfeld Baar ZG-Zugerstrasse. JbSGUF 87, 2004, 163–214.

Cham, Bachgraben, Zugerstrasse 112 (Alpenblick II):

Rettungsgrabung

Im Zusammenhang mit der geplanten Überbauung «Alpenblick II» wurde ergänzend zu den 2009/10 ausgegrabenen Flächen eine Rettungsgrabung auf dem südlich angrenzenden Grundstück Zugerstrasse 112 notwendig, da dieses ebenfalls durch das Bauprojekt beeinträchtigt zu werden droht. Bereits 2010 wurde hier im Rahmen der Alpenblick-II-Grabung eine Sondierung angelegt.

In den am besten erhaltenen Bereichen haben sich zwei stark steindurchsetzte, durch eine Seekreideschicht getrennte Reduktionshorizonte erhalten (Abb. 10). Im Süden und Westen der Fläche ist der obere Reduktionshorizont jedoch vollständig aberodiert. Der untere, flächig erhaltene Reduktionshorizont zeigte sich durchweg stark ausgespült. Es waren nur noch wenige, zumeist schwere Fundgegenstände enthalten. Neben charakteristischer schnurverzerrter Keramik deuten auch zahlreiche Steinbeile, Silexpfeilspitzen und eine Reihe von Spandolchen aus importiertem Silex (Abb. 11) auf eine Datierung in die schnurkeramische Zeit. Horgener Keramik analog zu den benachbarten Feingrabungsflächen der Alpenblick-II-Grabung fehlt vollständig. An der Basis des unteren Reduktionshorizonts, direkt auf der liegenden Seekreide, fanden sich fleckenweise Reste einer silbergrauen, holzkohlehaltigen Schicht, die sich als weitestgehend steril erwies und daher vorerst undatiert bleiben muss. In Teilen der Fläche war diese Schicht nur noch in Pfahlschatten erhalten, weil sie dort abgesackt und dadurch vor Erosion geschützt war; massive Holzkohlemengen in einigen Pfahlschatten deuten auf eine ehemals deutlich stärkere Ausprägung. Der obere Reduktionshorizont war – wo vorhanden – deutlich weniger stark ausgespült als der untere, im Nordostteil der Fläche fehlten Hinweise auf einen Seeinfluss sogar voll-



Abb. 10

Cham, Bachgraben, Zugerstrasse 112 (Alpenblick II). Zwischen der heutigen humosen Gartenerde und der liegenden Seekreide fanden sich zwei durch eine Seekreide getrennte, steindurchsetzte archäologische Horizonte, an der Basis des unteren Horizonts ist zudem ein silbergrauer holzkohlehaltiger Schichtrest erkennbar.

ständig. Die Schicht war in diesem Bereich bis zu 20 cm stark und ausserordentlich fundreich (Abb. 12). Die Funde zeigen keine Hinweise auf Abrollung; Knochen wie Keramik haben scharfe Bruchkanten. Das Fundmaterial gehört in die jüngere Früh- und die Mittelbronzezeit. Unter den Funden sind ein Bronzedolch, zwei bronzene Pfeilspitzen, mehrere Bronzenadeln und grosse Mengen von Knochen, Geweih und Keramik. Eine ganze Reihe zerdrückter Gefässe bzw. Gefässsteile konnte im Block geborgen werden. Als Gefässverzierungen kommen neben den häufigen Fingertupfenreihen auch geritzte Dreiecksmuster, flächige Fingernagelkerbenverzierungen und Schlickrauhungen vor. Weiter erwähnenswert sind der Fund von Perlen aus Glasfritte («Fayence») und Bernstein. Unter den Glasfritteperlen überwiegen längliche, spiralig gerippte Exemplare, besonders herausragend ist ein (see-)sternförmiges Stück. Das Aushubmaterial der archäologischen Schichten



Abb. 11

Cham, Bachgraben, Zugerstrasse 112 (Alpenblick II). Einer der Silexdolche aus dem unteren, schnurkeramischen Reduktionshorizont in fundfrischem Zustand.



Abb. 12

Cham, Bachgraben, Zugerstrasse 112 (Alpenblick II). Aus den gut erhaltenen Bereichen im Nordosten der Grabungsfläche konnten aussergewöhnlich grosse Mengen an Fundmaterial geborgen werden. Die Boxen in der hinteren Reihe enthalten Keramikscherben, die in den beiden vorderen Reihen Tierknochen.

Abb. 13
Cham, Bachgraben, Zugerstrasse 112 (Alpenblick II).
 Pfahlfeld im 4 × 4 m messenden Feld 162. Die einzelnen Pfähle in der Seekreide sind mit rosa Schildchen markiert. Rechts ist eine deutliche Häufung von Pfahlköpfen zu erkennen. Blick nach Norden.



wurde vollständig über ein 5-mm-Gitter geschlämmt; beide Reduktionshorizonte weisen die für Siedlungsabfall typischen, hitzezerrütteten Steine auf. Über den archäologischen Horizonten lagen Reste von zum Teil humos überprägten Seesedimenten, die ihrerseits von modernen Planien überlagert wurden. In weiten Teilen der Fläche waren die Seesedimente bereits modern ausgeräumt. Die gesamte Fläche war stark durch Baggerstörungen und Leitungen beeinträchtigt, der westlichen Parzellengrenze entlang verläuft zudem der ehemalige Bachgrabenbach, der heute modern verrohrt ist. In der basalen Seekreide hat sich flächig und weitestgehend ungestört ein Pfahlfeld mit insgesamt 1195 Pfählen (inklusive Pfahlschatten), d. h. mit knapp fünf Pfählen pro Quadratmeter, erhalten (Abb. 13). Bereits im unausgewerteten Pfahlplan lassen die Strukturen im Pfahlfeld ehemalige Hausstandorte erkennen.

GS-Nr. 646.
 Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 448.05.
 Kantonsarchäologie: Jochen Reinhard und Gishan F. Schaeren.
 Literatur: Josef Speck, Neolithische und bronzezeitliche Ufersiedlungen am Zugersee. Zug 1991 (Schriften des Kantonalen Museums für Urgeschichte Zug 40), 16–18. – Stefan Hochuli, Die frühe und mittlere Bronzezeit im Kanton Zug. Tugium 11, 1995, 74–96. – Ulrich Eberli, Die schnurkeramische Kultur im Kanton Zug. Tugium 20, 2004, 175–181. – JbAS 93, 2010, 213 und 221 (Abb. 5); 94, 2011, 228f. mit Abb. 2. – Tugium 26, 2010, 17f.; 27, 2011, 19–21.

Cham, Grindel: Prospektion

Im Gebiet, von wo die grossen, bereits bekannten und publizierten, hauptsächlich spätpaläolithischen Lesefundkomplexe Grindel I und Grindel III stammen, wurden

wiederum Lesefunde gemacht. Es handelt sich um eine kleinere Anzahl, unter denen keine typologisch eindeutig ansprechbaren Stücke sind. Dennoch fügen sie sich gut ins Spektrum der bereits bekannten Funde ein.

GS-Nr. 2364.
 Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1880.
 Kantonsarchäologie: Renata Huber und Raymund Gmünder.
 Literatur: Ebbe Holm Nielsen, Paläolithikum und Mesolithikum in der Zentralschweiz. Mensch und Umwelt zwischen 17 000 und 5500 v. Chr. Luzern 2009 (Archäologische Schriften Luzern 13), 611–627.

Cham, Kloster Frauental: Bauuntersuchung, Lifteinbau und Trompe-l'œil-Fenster

Frauental ist das älteste Schweizer Zisterzienserinnenkloster, das am Ort seiner Gründung bis heute existiert. Als Gründungsjahr gilt 1231, der Klosterbau dürfte ab den 1240er Jahren erfolgt sein. Wie für ein Zisterzienserinnenkloster üblich, liegt das Kloster am Wasser, auf einer Insel zwischen Lorze und Kanal, und besteht neben der eigentlichen Klosteranlage aus einem umfangreichen Landwirtschaftsbetrieb.

Viele der betagten Nonnen können sich heute nur noch mit Mühe im weiträumigen Konvent bewegen. Das Wechseln der Stockwerke ist ihnen verwehrt, und so sind sie auch weitgehend vom gemeinsamen Klosterleben ausgeschlossen. Das Anliegen, einen Lift einzubauen, galt darum nicht nur einzelnen Mitgliedern der Gemeinschaft, sondern auch der Gemeinschaft als Ganzes. Zisterziensische Klöster sind technischen Neuerungen gegenüber aufgeschlossen. So wurde in Frauental zum Beispiel 1905



Abb. 14
Cham, Kloster Frauental. Ostflügel, Ostfassade. Einbau der Liftanlage am Übergang vom Ost- zum Südflügel.



Abb. 15
Cham, Kloster Frauental. Ostflügel, Ostfassade. Untersuchung der Fassaden im März 1997. Unter dem Fenster links der Backsteinboden für die ehemalige Abortanlage.

ein Kraftwerk errichtet und 1935 eine Turbine zur Stromerzeugung eingebaut. In dieser Tradition war ein Lift einbau für das Kloster unumstritten, und es galt lediglich, den richtigen Ort zu finden. Dieser bot sich im Ostflügel neben der Treppe im Bereich von bestehenden Toiletten-Anlagen an.

Nach Auskunft der Schriftquellen wurden der Süd- und der Ostflügel 1696–98 weitgehend neu erbaut (Abb. 14). Der erste im Klosterarchiv überlieferte Vertrag mit dem Vorarlberger Baumeister Johannes Moosbrugger stammt vom Oktober 1695. Die Grundsteinlegung des neuen Südflügels erfolgte im darauffolgenden Frühjahr, der Bau des Ostflügels 1698. Die punktuellen archäologischen Beobachtungen im Jahr 2010 bestätigen und präzisieren dies und die Erkenntnisse der archäologischen Untersuchungen von 1997 (Abb. 15). Im Rahmen der baugeschichtlichen Beobachtungen wurden die Decke über

dem zweiten Obergeschoss und der Dachstuhl dendrochronologisch datiert. Die Untersuchung ergab einmal das Fälldatum Sommer 1694 und dreimal das Fälldatum Herbst/Winter 1695. Offenbar verwendete der Baumeister zum Teil Bauholz, das zu Beginn der Bauarbeiten schon mehr als ein Jahr lang gefällt war. Die Daten vom Herbst/Winter 1695 passen zur Segnung des Grundsteins des Südflügels am 3. April 1696. Der vom Lifteinbau betroffene Bereich am Südennde des Ostflügels wurde also zusammen mit dem Südflügel erbaut.

Das Mauerwerk der Fassade weist über jedem Geschoss Löcher von Gerüstbalken und eine Baunaht auf, die auf das etappierte Bauvorgehen zurückzuführen sind. Zum Bau des späten 17. Jahrhunderts gehörte eine an der Aussenseite angebaute Abortanlage. Sie befand sich an der Stelle, wo an der Innenseite der neue Lift eingebaut wurde. Anstelle der Fenster befanden sich Türen, die im

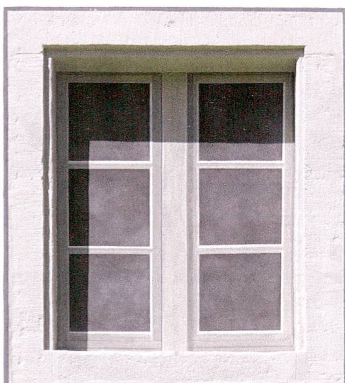
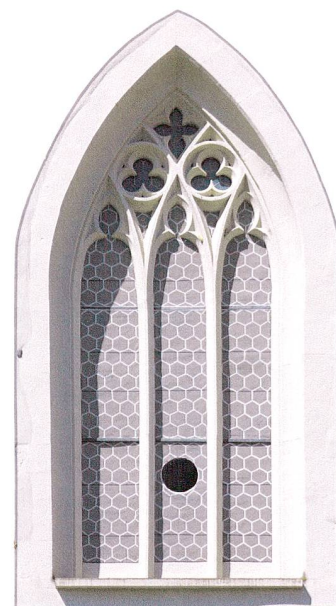


Abb. 16
Cham, Kloster Frauental. Trompe-l'œil-Malerei an der Ostfassade des Konventgebäudes (links) und an der Ostfassade der Klosterkirche (rechts).



Erdgeschoss und den beiden Obergeschossen den Zugang zum Abort ermöglichten. Je zwei Balkennegative seitlich unterhalb der Türschwellen stammen von der Holzkonstruktion des Anbaus. Es ist unklar, ob die Fäkalien in einer Grube gesammelt oder durch einen kanalisierten Wasserlauf entsorgt wurden, der von Westen durch den Konvent und unter dem Ostflügel zur Lorze führte. Diese ältere Abortanlage wurde im 18. oder 19. Jahrhundert – jedenfalls vor den ältesten Fotografien des Klosters – abgebrochen und ins Innere des Ostflügels verlegt. Dabei legte man im Erdgeschoss eine Bogenöffnung aus Backstein an, die bis zum Einbau der modernen Kanalisation von aussen her das Entleeren der im Grundriss 2 × 2 m grossen Fäkaliengrube ermöglichte.

Als feststand, dass die Fensteröffnungen, die sich wegen dem genannten Umbau von den anderen Fenstern durch das kleinere Format unterschieden, für den neuen Lift aus technischen Gründen zugemauert werden mussten, entstand die Idee, auf den Ausfachungen eine gemalte Imitation der vormaligen Fenster anzubringen (Abb. 16). Das Trompe-l'œil ist das traditionelle Mittel, einen (vermeintlichen) Mangel an der Fassade zu kaschieren. Interessanterweise besteht in Frauental bereits ein solches. In der Ostwand der Klosterkirche ist von aussen das hohe gotische Chorfenster sichtbar. Die vermeintliche Bleiverglasung zwischen dem Masswerk ist aber eine illusionistische Bemalung. Sie entstand wohl zwischen 1775 und 1777, als der Kirchenraum umgestaltet und das durch den barocken Hochaltar verdeckte Chorfenster zugemauert wurde. Ein kleines Rundfenster blieb aber ausgespart und beleuchtet die Gloriole über dem Hochaltar. Auch wenn die Ursachen verschiedener nicht sein könnten – damals der Einbau eines Hochaltars und heute eines Lifts –, so konnten die sich daraus ergebenden Folgen an den Fassaden doch mit den gleichen Mitteln gestaltet werden.

GS-Nr. 1107, Ass.-Nr. 137b.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 4.05.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi, Heini Remy und Eugen Jans.

Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig. Denkmalpflege: Roman Brunner, Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Georg Frey).

Planung: Brusa Architekten, Zug-Oberwil.

Literatur: Eugen Gruber, Geschichte von Frauenthal, Zug 1966, 162. – Josef Grünenfelder, Frauenthal. Zisterzienserinnenabtei Cham Kanton Zug. Bern 1980 (Schweizerische Kunstführer GSK 262). – Rüdiger Rothkegel, Neue archäologische Untersuchungen am Zisterzienserinnenkloster Frauenthal. Tugium 14, 1998, 67–83, besonders 80. – KDM ZG NA. 2, 187–191 und 208–210.

Schweizerischer Burgenverein 17, 2012, Heft 1, 34–61.

Cham, Klostermatt: Rettungsgrabung

Die im Weiler Enikon gelegene Klostermatt in Cham wird seit September 2010 mit einer grossen Wohnanlage überbaut. Nach Baustellenbegehungen ohne nennenswerte Ergebnisse stiess man beim Absuchen einer abhumusierten Fläche auf prähistorische Tonscherben und in einer benachbarten Zone auf zahlreiche Trachtbestandteile aus Buntmetall. Insbesondere eine Riemenzunge aus vergoldetem Silber (Abb. 17.1), ein Fragment eines silbernen Bommelohrings (Abb. 17.2) und ein karolingischer Denar (Abb. 17.3) bildeten den Ausgangspunkt der nachfolgenden Rettungsgrabung. Die baubegleitend ausgeführten Arbeiten förderten auf der ganzen Bauparzelle dicht gestreut archäologische Befunde zutage.

Bei den ältesten datierbaren Befunden handelt es sich um sechs unterschiedlich gut erhaltene Gruben. Der innere Aufbau folgt einem einheitlichen Muster. Während die Breite in einem Bereich zwischen 1,1 und 1,3 m liegt, schwanken die Längsmasse stark. Sie reichen von ca. 1,40 bis 3,75 m. Die Gruben sind alle ungefähr Nordwest–Südost ausgerichtet. Die senkrecht ausgehobenen Seitenwände und in weitaus geringerem Masse die Sohle der Gruben waren stark brandgerötet. Die mit Brandflecken übersäte Sohle wurde von einer Lage aus verkohlten Holzstücken bedeckt. Die längs und quer zur Grube liegenden Hölzer lagen teils parallel zueinander, teils überlagerten sie sich kreuzweise. Es folgte eine Schicht Holzkohle, welche die Holzlage flächendeckend abschloss. Anschliessend füllte eine kompakte zwei- bis dreilagige Steinschicht,



Abb. 17

Cham, Klostermatt. Einzelfunde. 1 Vergoldete Riemenzunge aus Silber. **2** Fragment eines Bommelohrings aus Silber. **3** Karolingischer Denar. Massstab 2:1



Abb. 18
Cham, Oberwil, Äbnetwald.
 Ein Teil der römischen Münz-
 funde. Die Münzen reichen
 zeitlich von der römischen
 Republik bis ins 4. Jahrhundert.

zur Hauptsache aus Gneis- und Granittrümmern bestehend, die gesamte Grube aus. Viele der brandgeröteten Steine von 30–50 cm Grösse waren in Fundlage mehrfach auseinandergebrochen.

Brandrötung, Hitzesteinpackung und verkohlte Hölzer zeichnen die Strukturen zweifelsfrei als Feuergruben aus. Die spärlich darin vorhandene Keramik lässt sich in die Spätbronzezeit datieren.

Verschiedene Sedimentfallen im Gelände bargen Keramik der frühen Eisenzeit (HaC). Auf der ganzen Bau-parzelle fanden sich auch immer wieder römische Spuren in Form von Bau- oder Geschirrkernik und einzelnen Metallfunden. Diesbezüglich ist eine Scharnierfibel zu erwähnen.

Innerhalb der Baugrube wurde nun der ganze Oberboden kontrolliert weggebaggert. Erstmals im Bereich der südwestlichen Baugrubenecke wurden dabei die Umrisse von fünf annähernd rechteckigen, flachgründigen Gruben aufgedeckt. Vier der Gruben verfügten über relativ einheitliche Grundrisse von 3,6 × 2,70 m und bildeten auch bezüglich ihrer West-Ost-Ausrichtung eine homogene Gruppe. Die Gruben haben sich lediglich 10–20 cm tief im anstehenden Boden erhalten. Der Verlauf ihrer Umrisse konnte im teils felsigen Untergrund streckenweise nur mit Mühe nachvollzogen werden. Einige der Gruben waren scheinbar über einen rampenartigen Zustieg von Westen bzw. von Osten her erschlossen. Die oftmals bei Grubenhäusern nachgewiesenen Pfostenstellungen zum Abstützen der Dachkonstruktion fehlten meist. Sie hatten sich nur dort erhalten, wo über dem anstehenden Sandstein ausreichend Verwitterungsboden anlagerte, in welchem sich die Pfostenstellungen abzeichneten. Wir gehen dennoch davon aus, dass es sich bei allen diesen in etwa

gleichartigen Befunden um die Reste von Grubenhäusern handelt. Insgesamt kamen rund zwölf bis fünfzehn solcher Gruben mit unterschiedlichen Konstruktionsdetails zum Vorschein. Bisher lässt sich an datierbaren Funden nur ein eisernes Klappmesser nennen, dass das entsprechende Grubenhäuser ins 8. Jahrhundert datieren könnte.

Zum Abschluss des Grabungsjahres 2011 sind in den letzten Tagen der Grabung noch vier Gräber zum Vorschein gekommen. Leider sind die drei bereits untersuchten beigabenlos oder ausgeraubt und die Knochen sehr schlecht erhalten.

GS-Nr. 3147.

Kantonsarchäologie: Sabrina Meyer, Gishan Schaeren und Kilian Weber.
 Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1847.

Literatur: Dittli 2007, 1, 429.

Cham, Oberwil, Äbnetwald: Begehung

Im Vorfeld zu weiteren Rodungsarbeiten für die Kiesgrube im Bereich Äbnetwald wurde noch vor weiteren archäologischen Bodeneingriffen intensiv prospektiert. Dabei kamen in den Jahren 2009–11 eine Vielzahl an römischen Münzen zum Vorschein (87 Stück). Die Fundkomplexe dieser drei Jahre setzen sich in ihrer Gesamtheit aus Prägungen zusammen, die sich in die Zeit der römischen Republik bis ins 4. Jahrhundert datieren lassen (Abb. 18). Neben Quinaren der römischen Republik und frühen Kaiserzeit sowie Assen der Republik, der frühen und mittleren Kaiserzeit liegen vor allem Antoniniane diverser Kaiser des 3. Jahrhunderts vor. Auffallend ist der hohe Anteil von Münzen aus dem späten 3. und 4. Jahrhundert (zusammen gegen zwanzig Prozent); im Vergleich zur Fundsituation andernorts sind solche Geldstücke in Zuger Fundsammlungen doch im Allgemeinen selten. Besondere



Abb. 19

Cham, Oberwil, Äbnetwald. Einzelfunde. 1 Bügel einer römischen Scharnierfibel aus Bronze, bestehend aus einem halbplastischen Pferdchen. 2 Bronzeglöcklein, wohl römisch. 3 Pinzette an Ring, beides Bronze, latènezeitlich oder römisch. 4 Zierniete aus Bronze in Form eines Frauenköpfchens, Höhe ca. 2 cm, Fundzustand.

Erwähnung verdient der Fund einer zeitgenössischen Fälschung aus Blei, sie imitiert einen Antoninian des Traianus Decius (249–251 n. Chr.) für Herennius Etruscus Caesar. Die meisten Münzen waren in einem Gebiet von wenigen hundert Quadratmeter verteilt.

In der Umgebung fanden sich noch weitere römische Funde wie eine Scharnierfibel mit einem halbplastischen Pferdchen als Bügel (Abb. 19.1); der Bügel einer Scharnierfibel, der einmal Emailinlagen getragen hat; ein Teil einer Hülsenscharnierfibel; ein Bronzeglöcklein (Abb. 19.2); eine Pinzette an einem Ring, die allerdings auch latènezeitlich sein könnte (Abb. 19.3); ein vermutlich römischer Schuhnagel mit konischem Kopf; einzelne römische Keramikfragmente; sowie vereinzelt römische Münzen. Ein spezieller Fund, der vermutlich ebenfalls römisch ist, ist eine Zierniete mit der Darstellung eines Frauenköpfchens (Abb. 19.4).

Einzelne der gefundenen Keramikscherben weisen wie schon frühere Funde im Äbnetwald in die frühe oder späte Eisenzeit.

Einige spätbronzezeitliche Funde zeigen, dass sich das in früheren Prospektionsgängen und in verschiedenen Grabungskampagnen gefasste BzD-zeitliche Gräberfeld bis in den prospektierten Bereich erstrecken dürfte. Belege dafür sind der Kopf einer Mohnkopfnadel und ein Teil eines Armreifes mit Stollenenden und feiner Rippenverzierung.

Zahlreiche Funde, darunter viele geschmiedete Nägel ganz unterschiedlicher Grösse, lassen sich zeitlich nicht genau einordnen. Es sind auch sicher neuzeitliche Funde wie ein Flintenstein, eine barocke Schuhschnalle und moderne Münzen sowie Eisenfunde wie Hufschuhe und Hufeisen darunter.

GS-Nrn. 800, 801, 803, 804 und 805.

Ereignisnrn. Kantonsarchäologie: 1739, 1740, 1741, 1742, 1810 und 1881. Kantonsarchäologie: Romano Agola, Stephen Doswald und Renata Huber. Literatur: Tugium 22, 2006, 23f.; 25, 2009, 21; 26, 2010, 18f.

Cham, St. Andreas 1, Schloss St. Andreas: Bauuntersuchung, Ausgrabung, Umbau und Restaurierung

Das Schloss St. Andreas ist ein Gesamtkunstwerk, das verschiedene Epochen umfasst. Die Architekten Dagobert Keiser senior und junior aus Zug haben die baufällige, ehemalige Burganlage 1903–09 im Sinne des Historismus restauriert, rekonstruiert und mit neuen Bauteilen ergänzt. Den Schlosspark plante Gartenarchitekt Otto Froebel aus Zürich. Auftraggeberin war Adelheid Page, die das Gebäude in ruinösem Zustand erworben hatte. Im Projekt, das in enger Zusammenarbeit zwischen der Bauherrin, deren Berater Astère Ketterer und den Architekten bearbeitet wurde, war geplant, den Süd- und Westflügel innerhalb der Umfassungsmauer neu zu errichten und den Nord- und Ostflügel zu erhalten. Sämtliche Räume erhielten eine exquisite Ausstattung in unterschiedlichen Stilen, teils mit antiken Teilen. Die Ausführung wurde den besten Handwerkern und Kunsthandwerkern übertragen und sorgfältig überwacht. Die beinahe vollständig erhaltenen Planunterlagen belegen, dass noch der kleinste Bauteil eigens für St. Andreas gezeichnet und hergestellt wurde.

Das Schloss St. Andreas ist immer noch im Familienbesitz und wird auch von der Besitzerfamilie bewohnt. Die Planung des Umbaus und der Restaurierung in drei Etappen verfolgt das Ziel, das Gebäude als Wohnhaus mit der ursprünglichen Ausstattung zu erhalten. Die jetzt abgeschlossene erste Sanierungsetappe betraf neben der vollständigen Erneuerung der teilweise hundertjährigen Gebäudetechnik, der Küchen und der Sanitärräume drei Eingriffe: der Anbau einer grosszügigen Terrasse, der Einbau eines Lifts und das Ausbrechen einer grossen Fensteröffnung in der Ostfassade. Als die archäologischen Bauuntersuchungen zeigten, dass der Mauerausbruch gut erhaltene mittelalterliche Substanz betreffen würde, wurde darauf verzichtet (Abb. 21). Der massive Terrassensockel ist als Erweiterung des Gebäudesockels in Sichtbeton ausgeführt, dessen Oberflächen nagelfluhartig bearbeitet sind



Abb. 20
 Cham, St. Andreas I, Schloss
 St. Andreas. Terrassenanbau von
 2010/11. Ansicht von Südwesten.

(Abb. 20). Als Ausgang ist an einem Fenster die Brüstung entfernt. Die Lage des Liftschachts konnte nach umfangreichen Abklärungen so festgelegt werden, dass möglichst wenig historische Substanz verloren ging.

Die vom Umbau betroffenen Stellen gaben der Kantonsarchäologie 2009/10 die Gelegenheit für eine partielle Bauuntersuchung, die eine Reihe bemerkenswerter, hier nur kurz zusammengefasster Ergebnisse lieferte:

- Ein kleiner, nicht weiter zu deutender Mauerrest bildete das älteste im Rahmen der Untersuchung festgestellte Bauelement (Abb. 22, Bauphase 1). Die jüngst verworfene These, dass der in einer Urkunde aus dem Jahr 858 erwähnte Hof Cham an Stelle des heutigen Schlosses St. Andreas

lag, ist unter anderem in Anbetracht der hier gemachten Befunde wieder aufzugreifen.

- In der darauffolgenden Bauphase wurde die Mantelmauer aus regelmässig verlegten Bollen- und Bruchsteinen errichtet (vgl. Abb. 22, Bauphase 2). Im Osten hatten sich zwei originale Schlitzfenster von 170 × 100 cm (Nische) bzw. 135 × 10 cm (Licht) Grösse erhalten (Abb. 23 links). Weitere Fensteröffnungen lassen sich auf der Nordseite in Erd- und Obergeschoss nachweisen.

Die rund 2 m starke Mantelmauer war von der äusseren Grabensohle gemessen mindestens 12 m hoch (vgl. Abb. 20). Ein ausserhalb der Burg angelegter Sondierschnitt zeigte, dass der Sporn, auf dem die Anlage errichtet



Abb. 21
 Cham, St. Andreas I, Schloss St. Andreas. Ostfassade mit dem zum Teil sichtbaren Mauerwerk der ursprünglichen Mantelmauer; vor bzw. nach den Baumassnahmen von 2010/11. Auf das Ausbrechen einer ursprünglich geplanten grossen Fensteröffnung zwischen den beiden bestehenden Fenstern wurde nach der archäologischen Untersuchung verzichtet.



Abb. 22
 Cham, St. Andreas 1, Schloss
 St. Andreas. Grundrisse der
 Bauphasen 1–4. Massstab 1:400.

war, zusätzlich ringsum mit Wall und Graben gesichert war. Zwei Binnenmauern weisen darauf hin, dass innerhalb der Mantelmauer wahrscheinlich von Anfang an mindestens ein gemauertes Haus in der Nordostecke stand. C14-Datierungen von Holz- und Kohlenstückchen aus dem Mauermörtel setzen die Bauzeit in den Zeitraum zwischen etwa 1150 und 1220 (ETH-39527: 845 ± 35 BP, ETH-39528: 865 ± 35 BP, ETH-39529: 885 ± 35 BP).

- Diese Anlage wurde später um ein weiteres Steingebäude im Osten ergänzt (vgl. Abb. 22, Bauphase 3). Im 13. und 14. Jahrhundert war um die Burg eine Siedlung entstanden, der Kaiser Karl IV. 1360 das Marktrecht und das Recht auf Bürgeraufnahme verlieh. St. Andreas wurde 1385/86 im Verlauf der Sempacherkriege von den Zugern und Schwyzern gestürmt.

- Das Gebäude an der Ostseite zerfiel gemäss Verwitterungsspuren an den Innenseiten der Mauern. Die auch laut historischer Nachrichten ruinöse Anlage ging 1533 an alt Landvogt Heinrich Schönbrunner über, der die Burg

wieder instand setzte und der Stadt Zug im Kriegsfall als Stützpunkt offen zu halten hatte. Tatsächlich wurden gemäss dendrochronologischen Untersuchungen 1533/34 im Ostrakt neue Decken bzw. Böden eingezogen und Fenster und Türen eingebaut (vgl. Abb. 22, Bauphase 4). In diese Bauphase gehören auch die mächtige Eichensäule im Nordostraum und wahrscheinlich einige der heute an der Fassade sichtbaren Querscharten.

- Ins 17. und 18. Jahrhundert liessen sich weitere Umbauten datieren: Das Gebäude an der Ostseite wurde unterteilt, wobei der nördliche Raum mit Herd und Ausguss wahrscheinlich als Küche diente. Es ist zu vermuten, dass dieser Umbau unter Kaspar Brandenburg erfolgte, welcher das Schloss um 1620–71 ausbaute; unter anderem erfolgte damals der Bau des markanten Treppenturms.

- 1747 ging die Anlage an den Kartografen und Oberstleutnant Franz Fidel Landtwing, der den Burgwall ausplanieren und den Burggraben aufschütten liess. Schaden erlitt die Anlage während der Besetzung durch die Franzosen 1798.

- Der Ausbau zur heutigen Schlossanlage inmitten eines prächtigen Parks erfolgte – wie eingangs beschrieben – in den Jahren 1903–09. Im untersuchten Gebäude an der Ostseite wurden die Räume im Erdgeschoss neu unterteilt und als «Dienstenzimmer» genutzt.

GS-Nr. 312, Ass.-Nr. 18a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1808.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi, Peter Holzer und Gabi Meier.

Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Heinz und Kristina Egger, Boll; Martin Schmidhalter, Brig.

Denkmalpflege: Roman Brunner, Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Georg Frey).

Planung: Diener & Diener Architekten, Basel.

Literatur: KDM ZG NA. 2, 38–60. – JbAS 94, 2011, 268f. – Peter Holzer und Gabi Meier, Schloss St. Andreas in Cham (Kt. Zug): Auswertung der Untersuchungen 2009/2010. Mittelalter. Zeitschrift des Schweizerischen Burgenvereins 17, Heft 1, 2012, 34–61.

Cham, Sinslerstrasse 8, ehemalige Molkerei, Wohn- und Geschäftshaus: Sanierung und Umbau

1892 wollten die Landwirte in Cham und Umgebung nicht länger dulden, dass die «Anglo Swiss Condensed Milk Company», von der Bevölkerung «Milchsüüdi» genannt, die Milch bei den Bauern einzeln aufkaufte und so den Preis tief hielt. Die Bauern beschlossen, sich genossenschaftlich zu organisieren und die Milch gemeinsam zu verkaufen und verarbeiten zu lassen. Im Gasthaus «Zum Kreuz» wurde mit der Gründung der Genossenschaft einhellig der Bau eines Käsereigebäudes beschlossen. Die Bauern wollten etwas Dauerhaftes errichten, solide und auch repräsentativ genug, um der mächtigen Milchsüüdi die Stirn zu bieten. Im Juni 1893 wurden die Bauarbeiten für die «Chäsi» vergeben unter der Bedingung, dass das



Abb. 23

Cham, St. Andreas I, Schloss St. Andreas. Mantelmauer im Erdgeschoss des Ostflügels. Das Schlitzfenster links im Bild gehört zum Originalbestand, das Fenster in der Mitte zum Umbau 1908. Die Südmauer rechts mit der Stichbogentür ist Teil einer mittelalterlichen Erweiterung, die Decke stammt vom Umbau 1533/34.

Gebäude zum Beginn des nächsten Milchverkaufsemesters am 1. November 1893 bezugsbereit sei. Und so entstand in kürzester Bauzeit der heute noch bestehende Backsteinbau, der seinerzeit als eine der besteingerichteten Käsereien der Schweiz galt.

Es handelt sich um einen zweigeschossigen Sichtbacksteinbau mit dreiteiliger, siebenachsiger Fassade mit Quergiebel zur Strasse (Abb. 24). Die Gebäudekanten und der durch Engstellung der Fensterachsen betonte, überhöhte Mittelteil sind durch Lisenen aus grauem Kalksandstein gerahmt. Die Öffnungen des Parterres schliessen stichbogig, die Stürze in den Obergeschossen sind gerade und durch Entlastungs-Stichbogen abgeschlossen. Die



Abb. 24

Cham, Sinslerstrasse 8, ehemalige Molkerei, Wohn- und Geschäftshaus. Strassenansicht von Südwesten.

Rahmungen und die Lisenenkapitelle sind aus Sandstein. 1899 wurde die Käserei erweitert durch flachgedeckte Werkstattanbauten im Norden und im Osten. 84 Jahre später stellte die Genossenschaft den Betrieb ein.

Beim gegenwärtigen Umbau wurden Gebäudeteile, die später angebaut wurden, wieder entfernt. An deren Stelle umklammert ein Neubau aus Sichtbeton die ehemalige Molkerei winkelförmig im Norden und im Osten. Die zwei Sichtbacksteinfassaden an der Strassen- und an der Seitenfront blieben im ursprünglichen Zustand erhalten. Die Reparaturen beschränkten sich auf lokal begrenzte Stellen, an denen einzelne Backsteine ersetzt wurden. Heute beherbergt das Gebäude Gewerberäume im Erdgeschoss und Wohnungen in den Obergeschossen.

GS-Nr. 167, Ass.-Nr. 272a.

Denkmalpflege: Roman Brunner, Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Roman Brunner).

Planung: Weber Erich & Partner, Architekten, Cham.

Literatur: KDM ZG NA. 2, 139.

Hünenberg, Dorf: Altfund

2011 übergab der Schmied Josef Luthiger, wohnhaft an der Chamerstrasse 7, der Kantonsarchäologie eine geschnitzte Holzsäule (Abb. 25), die er um 1990 in einer Baumulde gefunden hatte, wahrscheinlich beim Abbruch des benachbarten Hauses Dorfstrasse 1 bzw. Schmittegass 2. Es handelt sich um eine Eichensäule von 122 cm Länge und Grundmassen von 21 × 23 cm. Oben und unten ist das Holz



Abb. 25
Hünenberg, Dorf.
Geschnitzte Holzsäule.

abgesägt. An der Frontseite ist es verziert, und zwar von unten nach oben mit einer Konsole, einer mit Kreuz bekrönten Nische (für eine Heiligenfigur?), einer Kartusche mit nicht identifizierbaren Buchstaben und dem Hünenberger Wappen (zwei abgewandte Einhörnrrümpfe) über den Buchstaben H B (für Hünenberg?). Geschnitzte Ständer mit ähnlichen Nischen sind aus Stuben des 16. oder 17. Jahrhunderts bekannt. Auf den drei anderen Seiten finden sich aber keine Nuten, Zapflöcher oder Blattsassen, die einen Hinweis auf die zugehörige Konstruktion lieferten. Möglicherweise handelte es sich daher um die freistehende Stütze einer Laube, die in der Nähe der Haustür angeordnet war.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1835.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Eugen Jans.

Hünenberg, St. Wolfgang, Kirche St. Wolfgang: Aussenrestaurierung

Der «Entwurf» für die Kirche St. Wolfgang stammt von Baumeister Hans Felder d. Ä. aus Öttingen im Ries (Bayern). Eingeweiht wurde die Kirche am 18. November 1475. Derselbe Hans Felder erbaute drei Jahre später die Kirche St. Oswald in Zug. Wie diese ist die Kirche St. Wolfgang ein spätgotisches Werk. Für eine kleine Landkirche aussergewöhnlich ist die aufwendige Gestaltung mit reich geschmücktem Sakramentshaus und künstlerisch gestaltetem Chorgestühl. Mögliche Erklärungen dafür sind, dass St. Wolfgang Wallfahrtsziel war und die Stadt Zug Bauherrin war und dass bedeutende Zuger Persönlichkeiten als Stifter auftraten.

An ein rechteckiges, einschiffiges und flach gedecktes Laienhaus schliesst ein schmaleres, gewölbtes Altarhaus mit dreiseitigem Schluss. Diese zwei Baukörper werden durch einen durchlaufenden First des steilen Sparrendaches optisch zusammengebunden. Da der Chor schmäler ist als das Schiff, kommt beim Chor die Traufe höher zu liegen. Markant sind die zweistufigen Strebepfeiler am Chor, die Schubkräfte aufnehmen. Auf der Höhe der Fensterbänke bindet ein Gesimsband die Bauglieder optisch zusammen. Das Schiff ist im Gegensatz zum stark gegliederten Ostteil kastenartig schlicht und wird durch zwei Paar spitzbogiger Fenster belichtet. Ausser dem Hauptportal gewähren zwei Seitentüren Zugang. Diese sind alle spitzbogig und mit im Scheitel sich überkreuzenden Stäben zwischen Hohlkehlen profiliert (Abb. 26).

Unter der Leitung des Kunsthistorikers Linus Birchler und in Zusammenarbeit mit dem Architekten Othmar Wehrle wurde St. Wolfgang in den Jahren 1947–49 restauriert. Dabei wurden aussen die sandsteinernen Eckquader sichtbar gelassen. Bei einer erneuten Restaurierung 1988 liess der damalige Denkmalpfleger die Eckquader überschlänmen, mit der Begründung, dass diese Eckquader niemals als sichtbare Elemente gedacht waren. Dies sieht man an



Abb. 26
Hünenberg, St. Wolfgang,
Kirche St. Wolfgang. Ansicht
von Norden.

der relativ unkontrollierten Weise, wie die Eckquader aufgemauert wurden, und daran, dass es sich um nicht verzierte oder behauene Eckquader handelt. Linus Birchler hatte sich in seinen Bemühungen um eine möglichst authentische Restaurierung vom romantischen Bild des gotischen Bauwerkes leiten lassen. Das Malerische sollte aus dem originalen Restbestand und den aufgebrauchten jüngeren Schichten herausgeschält und betont werden. Darum legte er die Eckverbände und Fenstergewände frei und fasste sie mit dem neu aufgebrauchten Kalkputz unregelmässig heraus. Da diese Natursteine zurückgearbeitet werden mussten, steht nun der Kalkputz wie ein Kissen vor, was ursprünglich natürlich nicht der Fall gewesen ist.

Das Sichtbarmachen oder das Verdecken der Eckquaderungen wurden auch bei der gegenwärtigen Aussenrestaurierung wieder diskutiert. Die Denkmalpflege folgte dabei der neueren Argumentation, die Eckverbände nicht speziell auszuzeichnen und diese mit einer Kalkschlämme zu schützen. Die übrigen Arbeiten betrafen lokale Reparaturen und die Erneuerung des Kalkanstrichs.

GS-Nr. 489, Ass.-Nr. 184a.

Denkmalpflege: Roman Brunner, Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Roman Brunner).

Planung: Peter Rossini, Architekt ETH, Zug

Literatur: Tugium 5, 1989, 65–68; 25, 2009, 23f. – KDM ZG NA, 2, 310f.

Menzingen, Bostadel: Kurzdokumentation

Das westlich der Strafanstalt Bostadel in Menzingen gelegene namenlose Gewässer Nr. 409 wurde renaturiert. Die Kantonsarchäologie erhielt Kenntnis davon und besichtigte die Baustelle einige Male.

Ein über rund 200 Laufmeter hinweg erstelltes Bachbett führt um die heutige Ablaugerei der Strafanstalt herum, quert die Kantonsstrasse und verläuft danach relativ geradlinig hangabwärts. Der stark ausladende V-förmige Bachgraben weist eine Breite von 3–3,5 m auf und greift ca. 1–1,5 m tief in das teilweise steil abfallende Wiesland. Im unterhalb der Kantonsstrasse gelegenen Grabenabschnitt konnten aus einer Erdschicht in der Böschung des Bachbetts glasierte Keramikbruchstücke geborgen werden, welche vereinzelt in die frühe Neuzeit (16. Jahrhundert?) weisen könnten. Einige stark verwitterte und oberflächlich brandgerötete Hüttenlehmstücke könnten gar noch weiter zurückreichen.

Das ausgedohlte Gewässer Nr. 409 durchläuft im unteren Teil seines Laufes eine relativ flache Geländeterrasse, bevor es sich ins Sihltal ergiesst (Abb. 27). Der Flurname



Abb. 27
Menzingen, Bostadel. Bachbett nach vollendeter Ausdolung.

Müli, welcher diese Geländeterrasse bezeichnet, weist auf ein entsprechendes, als Gebäude nicht mehr erhaltenes Gewerbe hin. Es ist möglich, dass die Fundgegenstände aus dem Bachgraben zu einer 1598 erstmals erwähnten Mühle in Bezug stehen.

GS-Nr. 1113 und 1116.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1893.

Kantonsarchäologie: Kilian Weber.

Literatur: Dittli 2007, 3, 338.

Risch, Buonas 2, Wohnhaus: Bauuntersuchung und Umbau

Das Wohnhaus Buonas 2 liegt im Hof vor dem Schloss Buonas (Abb. 28). Der Innenausbau des Doppeleinfamilienhauses wurde 2011 von der Kantonsarchäologie begleitet. Dabei wurde auch ein quer über den Schlosshof angelegter Graben für neue Zuleitungen dokumentiert. Angeblich soll es sich bei Haus Buonas 2 um das ehemalige Diensthofhaus des Schlosses handeln. Der zweigeschossige Blockbau ist über einem Steinsockel errichtet, dessen massive Westmauer gegen den anstehenden Nagelfluhfelsen gemauert ist. Die inneren Kellertüren zeigen Reste von grauen Rahmenmalereien. Der Zugang zum Haus erfolgt vom Schlosshof her über den axialen Eingang auf der Traufseite. Dieser führt in einen ungewöhnlich breiten Mittelgang, wo ursprünglich der Küchenbereich angelegt war. Nord- und Südhälfte zeigen den gleichen zweiraumtiefen Grundriss in Erd- und Obergeschoss. Das Haus war spätestens seit dem 19. Jahrhundert in zwei Wohnbereiche mit wechselnder Besizerschaft geteilt. In der Nordhälfte wurde im Zuge des jüngsten Umbaus der bestehende Kachelofen entfernt. Erhalten blieb eine ältere Ofenplatte mit dem Wappen Knüsel und den Initialen und der Jahreszahl «M.J.K.N. / M.K.C.K. 1813». Die Inschrift bezieht sich auf Melchior Knüsel und dessen Ehefrau Catharina Koller. Ebenfalls auf das Ehepaar, das 1812 den nördlichen Hausteil kaufte, beziehen sich die Initialen am



Abb. 28

Risch, Buonas 2, Wohnhaus. Blick vom Schloss auf das Wohnhaus vor dem Umbau 2011.

noch erhaltenen Biedermeierbuffet. Die im Obergeschoss vorgefundene Wappenmalerei mit Initialen und Jahreszahl «GK 1898» bezieht sich wohl auf die Namen Gonzenbach und Kleist. Eva von Kleist, geborene Gonzenbach, kaufte das Haus 1899.

Am Aussenbau fallen die Konsolen der Vordächer auf, die in stilisierten Pferdeköpfen enden. Der Wasserspeier in Drachenform und die schwarz-weiss bemalten Jalousienläden verleihen dem Haus zusätzlich einen herrschaftlichen Anstrich. Sechs dendrochronologische Proben ohne Waldkante, die aus dem Ober- und Dachgeschoss stammen, datieren das Haus in die Zeit nach 1705. Ein Brettchen, das ursprünglich im Giebel angebracht gewesen sein soll, sich heute aber unter der westlichen Laube befindet, trägt die Inschrift «M.H.V.H./1734».

Der Leitungsgraben auf dem Schlossplatz lieferte den Hinweis, dass das anstehende Terrain durch die Planierung des gewachsenen Bodens und seitliche Aufschüttungen ausgeebnet wurde. Die geborgenen neuzeitlichen Funde deuten darauf hin, dass diese Massnahme erst bei der Anlage des heutigen Schlossplatzes in der Zeit von 1873 bis 1877 erfolgt ist.

GS-Nr. 329, Ass.-Nr. 129a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1866.

Kantonsarchäologie: Gabi Meier und Marzell Camenzind-Nigg.

Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.

Literatur: KDM ZG 1, 109. – KDM ZG NA. 2, 395. – Richard Hediger, Geschichte der Höfe von Buonas (im ehemaligen Gerichtsterritorium Buonas). [o. O.] 2009, 61–65.

Risch, Buonas, Dersbachstrasse 4, Wohnhaus: Bauuntersuchung

Angesichts eines bevorstehenden Umbaus untersuchte die Kantonsarchäologie das Haus Dersbachstrasse 4 im Kern des Weilers Buonas. Es handelt sich um einen zweigeschossigen Bohlenständerbau mit Kantbalken und Bohlen als Füllungen auf eingeschossigem Sockelmauerwerk (Abb. 29). Gemäss den dendrochronologischen Untersuchungen wurde er 1539 errichtet.

Das Skelett des Ständerbaus umfasst auf einem Schwellenkranz 3 × 3 Ständer (Abb. 30). Das Haus hat also einen zweiraumtiefen Grundriss. Die Stube und die Kammer daneben im ersten Wohngeschoss waren mit einer verzierten Bohlen-Bälkchen-Decke gedeckt. Die Küche befand sich in der Südostecke des Hauses. Ursprünglich handelte es sich um ein Hochstudhaus, d.h. um ein Haus mit Mittelständern, die von der Schwelle bis zum First reichten. Später wurden die Firstständer über dem zweiten Obergeschoss abgesägt.

Eine andere Besonderheit des Hauses ist seine traufständige Ausrichtung: Die Giebelfassade war mit einem Rillenfries verziert und nach Süden in Richtung Bach ausgerichtet. Fenster der im Grundriss quadratischen und an der Südwestecke des Hauses angeordneten Stube sind



Abb. 29
Risch, Buonas, Dersbachstrasse 4, Wohnhaus. Rückseite des 1539 errichteten Ständerbaus. Ansicht von Nordosten.

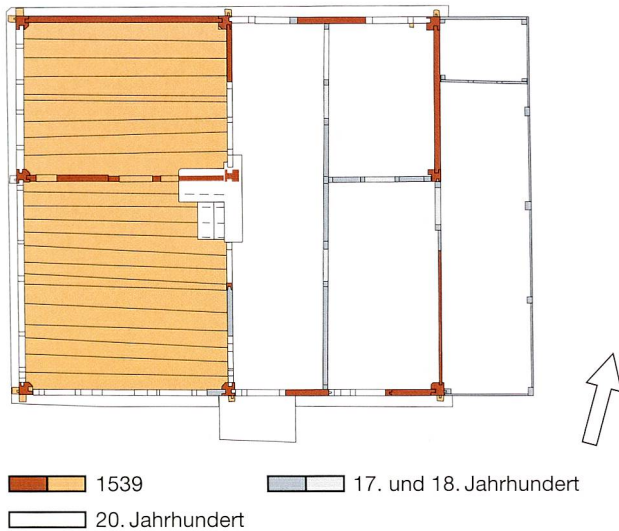


Abb. 30
Risch, Buonas, Dersbachstrasse 4, Wohnhaus. Grundriss des ersten Wohngeschosses. Massstab 1:200.



Abb. 31
Risch, Buonas, Dersbachstrasse 4, Wohnhaus. Firstkammer im zweigeschossigen, stehenden Dachstuhl von 1652, Blick nach Süden.

aber auch zur Strasse nach Westen ausgerichtet, liegen also unter der Traufe. Die zum See hin orientierte Traufseite im Osten des Hauses weist eine Laube auf.

Das bestehende, mit Waldkante ins Jahr 1652 dendrodatierte Dach weist zwei Kammergeschosse auf (Abb. 31). Damals wurde auch ein Kamin eingebaut. Gemäss den dendrochronologischen Untersuchungen dürften die Wände der Stube nach 1648 (Datum ohne Waldkante) vertäfert worden sein. Das Datum 1652 ist auch im südlichen Giebfeld schwach lesbar. Bauherr dürfte nach Richard Hediger der ehemalige Ammann Sebastian Meier gewesen sein. Die Kammer neben der Stube ist laut einer Inschrift am Unterzugbalken 1711 vertäfert worden.

Der Dachstuhl des benachbarten Wasch- und Brennhauses datiert dendrochronologisch ins Jahr 1802. Inschriften im Inneren des Gebäudes sind nicht mehr lesbar, aussen wiesen die Gebäudeecken eine Quadermalerei in Schwarz und Gelb auf. Es handelt sich um ein ausserordentlich grosses und massiv gemauertes Nebengebäude, das zudem direkt am Bach liegt. Vermutlich geht es auf eine ältere, historisch überlieferte Stampfe zurück.

Im Garten vor dem Haus steht ein 1983 wiederhergestellter Sodbrunnen. Nördlich des Hauses stand eine 2001 abgebrannte Scheune. Die archäologische Überwachung des Aushubs für einen Neubau an dieser Stelle erbrachte keine Befunde älterer Bauten.

GS-Nr. 931, 1769 und 2183, Ass.-Nr. 118a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 132, 1877 und 1903.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Marzell Camenzind-Nigg.

Historische Recherchen: Richard Hediger.

Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.

Literatur: Benno Furrer, Häuser am Weg. Gemeinde Risch. Holzhäusern – Buonas – Risch (Faltprospekt), Baar 2000. – KDM ZG NA. 2, 405. – Richard Hediger, Geschichte der Höfe von Buonas (im ehemaligen Gerichtsterritorium Buonas). [o. O.] 2009, 28–30. – JbAS 95, 2012, 227.

Risch, Buonas, Seeblickweg 6: Aushubüberwachung

Am Seeblickweg in Buonas entstand ein weiteres Einfamilienhaus. In diesem Zusammenhang wurde das Baugelände während der Aushubarbeiten von der Kantonsarchäologie nach Funden und Befunden abgesucht (Abb. 32). Abgesehen von einem römischen Leistenziegel-fragment waren dabei keine nennenswerten Entdeckungen zu verzeichnen. Der in den Profilen sichtbare Schichtaufbau des zum See hin abfallenden Geländes barg keine neuen Erkenntnisse und erschien relativ einheitlich. Auf den B-Horizont folgte eine bräunliche Erdschicht mit relativ vielen Ziegelbruchstücken und etwas Ofen- und Geschirrkemik des 19. Jahrhunderts. Stellenweise störten Wurzelstränge oder Baumgruben die Schicht.

GS-Nr. 1292.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1889.

Kantonsarchäologie: Kilian Weber.



Abb. 32
Risch, Buonas, Seeblickweg 6.
 Baustellenübersicht mit
 abhumusierter Fläche. Der
 Jalon rechts hinten bezeichnet
 die Fundstelle der römischer
 Ziegelfragmente.

Risch, Schwarzbach: Sondierung

2009/10 waren in zwei nebeneinander liegenden Äckern am Zugersee zahlreiche neolithische Fundgegenstände und Schichtreste an die Oberfläche gepflügt worden. Auch dieses Jahr riss der Pflug wieder Artefakte aus den noch vorhandenen Kulturschichtresten. An verschiedenen Stellen zeigte sich auch schon die Seekreide. Um die Ausdehnung und die noch vorhandene Mächtigkeit der Kulturschichtreste zu erfassen, führte die Kantonsarchäologie deshalb 2011 Gefrierkernbohrungen und Handsondierungen durch. Dabei hat sich gezeigt, dass der Erhaltungszustand der noch vorhandenen Kulturschichtreste auf engem Raum sehr unterschiedlich sein kann. Nur eine Flächengrabung könnte das wahre Potenzial dieser Fund-

stelle erschliessen. Die in den Schnitten dokumentierten Lehmlinsen und die Menge an geborgenen Fundmaterial macht die Notwendigkeit von Schutzmassnahmen allerdings deutlich.

GS-Nr. 619.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1815.

Kantonsarchäologie: Benedikt Lüdin, Dino Zimmermann und Johannes Weiss.

Literatur: JbAS 93, 2010, 215.

Steinhausen, Unterfeldstrasse: Baubegleitung

Ausgehend von der Chamerstrasse wurde das Unterfeld in Steinhausen mit einer Meteorwasserleitung erschlossen. Die Kantonsarchäologie überwachte den Leitungsbau und



Abb. 33
Steinhausen, Unterfeldstrasse.
 Schwierige Spurensuche im
 Leitungsgraben. Blick Richtung
 Nordosten.

hielt stichprobenartig den Schichtaufbau in den Wänden des Leitungsgrabens fest. Der Graben durchlief eine Zone, in welcher man in der Vergangenheit wiederholt auf prähistorisches Fundmaterial gestossen war. Im Bereich der Liegenschaft Unterfeldstrasse 3 sind seit 1995 spätbronzezeitliche Siedlungsreste belegt.

Im Grabenabschnitt entlang des Bahntrassees verdeutlichten die Grabenprofile den fließenden Übergang vom See mit seinen Sand- und Siltablagerungen zum Festland. Die Sandschichten waren teils über 1 m mächtig (Abb. 33). Einige Ablagerungen enthielten konzentriert Holzkohle oder vereinzelt prähistorische Keramikscherben.

Die Überwachung der nachfolgenden Aushubetappen für den Leitungsgraben erbrachte keine nennenswerten Ergebnisse. Einzig der Grabenabschnitt entlang des Grundstücks Nr. 1272 lieferte Hinweise auf die «Alte Landstrasse», deren Trasse bereits 1995 anlässlich des Baus der Unterfeldstrasse angetroffen wurde. An dieser Stelle liess sich im Leitungsgraben eine steinige, mit stark zerkleinerten Ziegelbruchstücken durchsetzte Erdschicht nachweisen, möglicherweise die Strassenkofferung.

GS-Nr. 1276.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1860.

Kantonsarchäologie: Kilian Weber und Dino Zimmermann.

Literatur: Tugium 12, 1996, 32f.

Steinhausen, Zugerstrasse 8, Pfarrkirche St. Matthias:
Ersatzbau Sakristei und Neugestaltung Innenraum
Beinhaus

Im Rahmen eines Studienauftrags verfolgte die katholische Kirchengemeinde unter anderem das Ziel, die Situation im Bereich der Sakristei und des eingeschossigen Verbindungsbaus zum Kaplanenhaus zu verbessern. Die Sakristei wurde vermutlich zusammen mit der Schiffsvergrößerung der Pfarrkirche St. Matthias im Jahre 1913/14 angebaut.

Ersatzbau Sakristei

Da der Untergrund dieses massiven kleinen Baukörpers instabil war und der Raum nicht zur historisch wertvollen Bausubstanz gehörte, beschlossen die Auftraggeber in Absprache mit der Denkmalpflege, einen Neubau im Rahmen des Studienauftrags entwickeln zu lassen. Dem Beurteilungsgremium war es wichtig, mit dem Ersatzbau die aussenräumliche Situation zu verstärken, die vorhandenen historischen Qualitäten optimal zu nutzen und mit präzisen Eingriffen zu ergänzen.

Die neue Sakristei entspricht in den Ausmassen dem Vorgängerbau. Da der Neubau nicht mehr ein Satteldach aufweist und mit einem Flachdach abschliesst, konnte das darüberliegende Chorfenster wieder in seine ursprüngliche Höhe zurückgeführt werden. Belichtet wird der Anbau einerseits über acht quadratische Oblichter und andererseits über eine vertikale Öffnung beim Übergang des Chors zur



Abb. 34

Steinhausen, Zugerstrasse 8, Pfarrkirche St. Matthias.
Neubau Sakristei. Ansicht von Südwesten.

Sakristei. Der ganz in Holz ausgestattete Innenraum wirkt zusammen mit der Belichtung sehr stimmungsvoll. Von aussen erscheint der neue Baukörper ganz selbstverständlich im Sinne des Weiterbauens. Als Betonkubus wurde er mit einem glatten Kalkputz versehen, im Unterschied zum etwas gröberen Putz an der Pfarrkirche. Die Wände finden ihren Abschluss in einem feinen Betongesims (Abb. 34).

Neugestaltung Beinhaus

Das Beinhaus Unseren Lieben Frau in Steinhausen gehört als ältestes Gebäude zum sakralen Bezirk um die Pfarrkirche St. Matthias. Im Zusammenhang mit der Umgestaltung des alten Friedhofs wurde die Nutzung und Innenausstattung dieses bedeutenden Gebäudes thematisiert. Es soll wieder zum öffentlichen Raum werden und eine angemessene Funktion erhalten. Als ein architektonisches Zeichen der Vergänglichkeit, aber auch als ein Zeichen des Lebens, soll es Besucherinnen und Besucher anregen und einladen, die Realität und das Geheimnis des Todes und des Lebens zu bedenken.

Ursprünglich war das Beinhaus ein Ort der Aufbahrung. Das Innere wurde mit Gebeinen und einem Altar für die Totenliturgie ausgestattet. Mit der Neuweihe im Jahre 1730 erfuhr die Kapelle vermutlich eine Neugestaltung im barocken Sinn und Geist. Die Gebeine wurden entfernt, der



Abb. 35
Steinhausen, Zugerstrasse 8,
Pfarrkirche St. Matthias. Bein-
haus, Innenraum, Westwand.

Innenraum mit neuen sakralen Bildern und der Stipes mit einem neuen Altaraufbau geschmückt. Das Beinhaus wurde somit als Friedhofskapelle neu geweiht. Im Zuge der Restaurierung von 1876 wurden der Altar und das Altarbild renoviert, das Kreuz neu gefasst und die Bleiverglasungen von Glasmaler Röttingen aus Zürich angebracht. Mit der Gesamtrestaurierung im Jahre 1977 entfernte man eine ältere Gipsdecke und ersetzte sie durch eine flache Holzdecke.

Die gegenwärtige Neugestaltung des Beinhauses bedingte die Überprüfung der bestehenden Ausstattung. Aus denkmalpflegerischer Sicht ist der barocke Altar mit dem massiven Stipes ein wichtiger und zu erhaltender Bauteil. Er hatte und hat heute noch eine liturgische Funktion. Die sakralen Bilder stammen aus dem 18. und 19. Jahrhundert und haben zum Teil thematisch wenig mit der Funktion des Beinhauses zu tun. Eine Neugestaltung sei von Seiten der Denkmalpflege grundsätzlich möglich, jedoch unter der Bedingung, dass die sakralen Ausstattungselemente sorgfältig konserviert und eingelagert werden. Es wurde empfohlen, einen kleinen Wettbewerb unter drei Gestalterinnen und Gestaltern auszuschreiben. Dieser Wettbewerb fand einen erfreulichen Abschluss. Ausgeführt wurde die Neugestaltung vom Luzerner Künstler Benno K. Zehnder. Sein Vorschlag setzt in der Längsachse Farbfelder einander gegenüber – himmelblau über dem Altarblock mit seiner spezifischen Symbolik, Leichtigkeit und Tiefe und schwarz an der Rückwand, wobei im schwarzen Farbfeld eine sensible, abstrahierende Strichzeichnung die Gegenwart des Todes sichtbar macht, aber ebenso dessen Transzendierung andeutet. Die Intervention von Benno K. Zehnder setzt farblich klare Akzente und ist in ihrer Aussage in allen Teilen gut verständlich (Abb. 35).

Zusammen mit der Neugestaltung des Innenraums wurde auch das Äussere des Beinhauses sorgfältig aufgefrischt und restauriert. Mit der Auflösung der Gebeinegruft östlich des Beinhauses hat der Kirchenrat in Rücksprache mit dem Seelsorgeteam und der kantonalen Denkmalpflege entschieden, dass die Gedenkschrift auf eine alte, bestehende Sandsteinplatte im Innern des Beinhauses graviert wird.

GS-Nr. 70, Ass.-Nr. 1a und 1b.
Denkmalpflege: Roman Brunner, Georg Frey und Monika Twerenbold (Beitrag Monika Twerenbold).
Planung: Felber Röck Baggenstos Architekten AG, Baar; Benno K. Zehnder, Hochdorf.
Literatur: KDM ZG NA. 2, 441–456. – Peter Eggenberger, Thomas Glauser und Toni Hofmann, Mittelalterliche Kirchen und die Entstehung der Pfarreien im Kanton Zug. Zug 2008 (Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug 5), 160–170. – Tugium 27, 2011, 31.

Unterägeri, Binzenstrasse 10, Wohnhaus: Kurzdokumentation und Abbruch

Das Haus an der Binzenstrasse 10 in Unterägeri sollte einem Neubau weichen. Kurz vor Abbruchbeginn bot sich die Gelegenheit für einen Augenschein und eine kurze Dokumentation (Abb. 36). Den Kern des Gebäudes bildete ein zweigeschossiger, gemauerter Sockel, auf dem ein drittes Geschoss in Riegelkonstruktion ruhte. Darüber war ein Teil des zugehörigen Dachstuhls erhalten geblieben (Abb. 37).

Vom ursprünglichen gemauerten, in drei Räume unterteilten Sockel waren im Erdgeschoss nur noch zwei Räume erhalten. Der gegen die Strasse gerichtete Raum diente zuletzt einer Wagnerei als Werkstatt. Die Erschliessung erfolgte durch eine Türe in der Nordfassade mit der Inschrift «1 8 + C I + H I + 4 1». Drei in der gegen Südosten

gerichteten Strassenfassade eingebaute Fenster erhellten die Werkstatt.

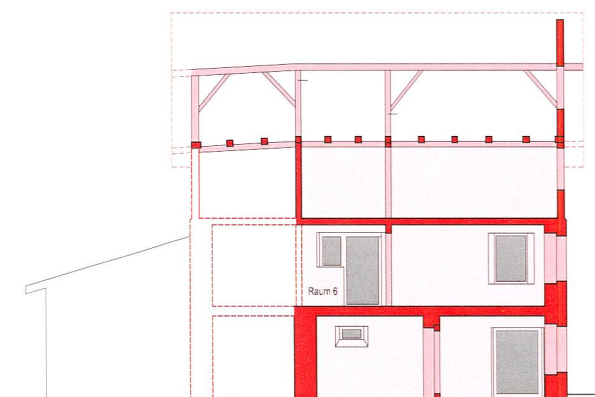
Über eine an der Nordostfassade angelegte Treppe gelangte man zum Hauseingang im ersten Obergeschoss. Dieser führte in einen Mittelgang, der die gegen die Strasse hin orientierte Stube erschloss. Die angrenzende Nebentube war nur durch die Stube zu erreichen. Die strassenseitigen Fenster im ersten Obergeschoss – zwei in der Stube, eines in der Nebentube – waren analog den Fenstern im Erdgeschoss angeordnet. An der gegen Stube und Nebentube gerichteten Wand stand im Mittelgang ein Kochherd mit Holzfeuerung und Wasserschiff. Auch waren in der Wand Kaminzüge und Feuerung für den Kachelofen integriert. Die Raumeinteilung auf der Südwestseite des Korridors war nicht mehr original erhalten. Die Aussenwände des ersten Obergeschosses bestanden aus Natursteinmauern, die eine Stärke von 60 cm aufwiesen. Die Binnenwände waren in Riegelkonstruktion mit gemauerten Ausfachungen errichtet.

Das zweite Obergeschoss, das über eine im Mittelgang angelegte Innentreppe zu erreichen war, wies im Grundriss die gleiche Einteilung auf wie das darunterliegende Geschoss. Im Unterschied zum ersten Obergeschoss bestanden hier sowohl die Fassaden wie auch die Binnenwände aus Riegelwänden mit gemauerten Ausfachungen. Über dem zweiten Obergeschoss war nebst den originalen Deckenbalken des zweiten Obergeschosses ein grosser Teil des originalen, stehenden Dachstuhls erhalten. Die Wandrähme über den Korridorwänden und die Zwischenpfetten liefen rechtwinklig zur Strassenfassade über die Tiefe von drei Räumen. Dieser Befund war Grundlage zur Rekonstruktion der ursprünglichen Gebäudegrösse. Die zur Strasse gerichtete Giebelfassade in Riegelkonstruktion wies ein Fenster auf und war noch vollständig erhalten.

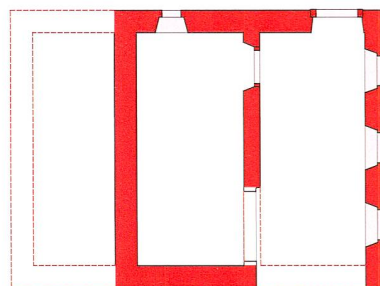
Aus dem Dachstuhl wurden fünf Holzproben zur dendrochronologischen Datierung entnommen. Die Auswertung ergab eine Datierung mit Waldkante im Jahr 1825. Es ist freilich nicht ohne Weiteres klar, dass es sich dabei um das Baudatum handelt. Im ersten Lagerbuch der Gebäudeversicherung ist vermutlich anlässlich einer im



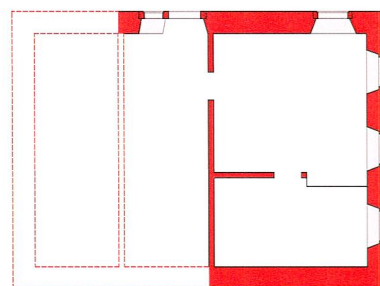
Abb. 36
Unterägeri, Binzenstrasse 10, Wohnhaus. Das 2011 abgebrochene Wohnhaus. Den Kern bildete ein zweigeschossig gemauerter Sockel mit einem zugehörigen, in Fachwerk errichteten zweiten Obergeschoss und dem stehenden Dachstuhl. Über der Türe ins Erdgeschoss stand die Jahreszahl 1841. Ansicht von Osten.



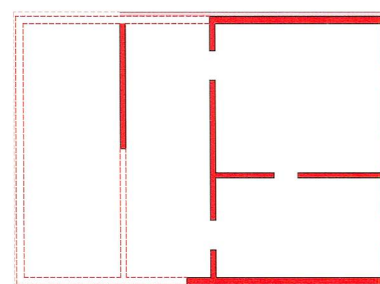
Schnitt, Blick nach Nordosten



Grundriss Erdgeschoss



Grundriss 1. Obergeschoss



Grundriss 2. Obergeschoss

Abb. 37
Unterägeri, Binzenstrasse 10, Wohnhaus. Grundrisse und Längsschnitt mit Blick nach Nordosten. Massstab 1:200.



Abb. 38
 Unterägeri, Erlibergstrasse 15,
 Wohnhaus. Ansicht von
 Südosten.

Januar 1842 angefertigten Schatzungsrevision als Besitzerin Helena Iten, Schmid Carls (oder Carlis) Frau, erwähnt. Da auf dem Türsturz die Initialen «C I + H I» (= Carl Iten [?] + Helena Iten) eingemeisselt waren, ist zu vermuten, dass es sich beim Eintrag Schmid um die Berufsbezeichnung handelt. Möglicherweise bezeichnet die Jahrzahl 1841 das Heiratsdatum von Carl und Helena, was die Schatzungsrevision erklären würde. Beim Eintrag im Lagerbuch der Gebäudeversicherung steht ein Verweis auf das ältere Schuldenbuch. Es ist also möglich, dass der Bau des Hauses gemäss dendrochronologischer Datierung 1825 erfolgt und das vermutete Heiratsdatum später im Türsturz eingemeisselt worden ist.

GS-Nr. 684; Ass.-Nr. 198a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1865.

Kantonsarchäologie: Peter Holzer.

Dendrochronolog. Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.

Literatur: KDM ZG NA. 1, 322.

Unterägeri, Erlibergstrasse 15, Wohnhaus: Abbruch

Mit dem Bau von zwei Kinderheimen in Unterägeri (Neueröffnung der ehemaligen Kurpension Seefeld als «Kindersanatorium am Ägerisee» 1881, Neubau der Zürcher Kinderheilstätte Erliberg 1885) war ein Aufbruch in die kurtouristische Zukunft des Ägeritals spürbar. Die neue Südostbahn und die Sihltallinie erleichterten den Zugang zum Tal, und der Bau einer Eisenbahn nach Ägeri schien unmittelbar bevorzustehen. Mehrere Kinderheime und Kurhäuser entstanden, meistens unter Mithilfe von Dr. Josef Hürlimann, einem jungen Arzt, der im ehemaligen Kurhaus Seefeld eine Praxis einrichtete. Mit Hürlimanns Engagement war im Ägerital innert einiger Jahrzehnte eine ganze Kurlandschaft entstanden, die Kindern wie Erwachsenen aller Alters- und Vermögensklassen körperliche und geistige Erholung und Gesundheit versprach.

In den 1920er Jahren, besonders in der Zeit zwischen der überwundenen Nachkriegskrise und der Weltwirtschaftskrise, war die Nachfrage nach Kinder- und Erwachsenenkuren gross. Die Vorsorge, die Stärkung des Organismus zur Abwehr der Tuberkulose und der Erholungsaufenthalt traten gegenüber der Heilung in den

Vordergrund. Die Methoden blieben die gleichen: Licht, Luft, Diät und Bewegung.

So entstand auch auf privater Basis das Kinderhaus am Wiesenrain in Mittenägeri. Das im Jahre 1905 erbaute Chalet hiess bis 1918 Kinderheim «Alpenblick» und ab 1918 Kinderheim «Wiesenrain». Das ehemalige Kurhaus war das oberste Haus an der Erlibergstrasse und prägte als stattliches Gebäude die Silhouette von Mittenägeri. Zudem war das Haus in vielen Details typisch für den Chalet-Stil, wie er um die Jahrhundertwende, mit dem Aufkommen des Heimatstils, gebaut wurde (Abb. 38). Es wies einen Rustika-Sockel mit Eckquadern auf. Die oberen Geschosse waren mit einem Rundschindelschirm versehen, die Ecken durch vertikale Lisenenverkleidungen betont. Abgeschlossen wurde das stattliche Haus mit einem Krüppelwalmdach mit ausladenden Vordächern. Auf fast quadratischem Grundriss wies es im Norden einen Treppenhauseinbau mit einer Neurenaissancefäçade auf und Richtung Süden einen grosszügigen Verandaanbau, wohl für die Liegekuren der Kinder. Das Holzhaus war reich mit Heimatstilformen geschmückt. Die Architektur sollte dem heilungsfähigen kranken Kind ein behagliches Heim bieten.

Da die Bauherrschaft das ehemalige Kinderheim und heutige Wohnhaus abbrechen wollte, musste die Schutzwürdigkeit des Gebäudes beurteilt werden. Nach einem Augenschein mit der kantonalen Denkmalkommission und Vertretern der gemeindlichen Baubehörde wurde auf eine Unterschutzstellung verzichtet.

GS-Nr. 48, Ass.-Nr. 396a.

Denkmalpflege: Roman Brunner, Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Monika Twerenbold).

Literatur: KDM ZG NA. 1, 364. – Renato Morosoli, Ägerital – seine Geschichte. [Baar] 2003, Band 1, 394f.

Unterägeri, Höfnerstrasse 1, ehemaliges Gasthaus

«Zur Brücke»: Kurzdokumentation

Die Gemeinde Unterägeri plant den Abbruch des Hauses Höfnerstrasse 1, des ehemaligen Gasthauses «Zur Brücke». Um den Umfang des historischen Baubestandes und die Schutzwürdigkeit abzuklären, führte die Kantonsarchäologie 2009 und 2011 eine Kurzuntersuchung durch.

Das Haus steht firstparallel zur Höfnerstrasse nordöstlich der Lorzenbrücke. Im Kern ist es ein zweigeschossiger Blockbau auf einem mit Natursteinen gemauerten Kellersockel (ca. 9 × 13 m). Im ersten Wohngeschoss lässt sich die ursprüngliche, typische Raumeinteilung erahnen, obwohl fast alle alten Binnenwände fehlen: im Norden zu Strasse und Kirche hin die ehemalige Stube, Quergang mit Eingang traufseitig im Westen und im Süden die Küche. Im zweiten Wohngeschoss und im unteren Dachgeschoss sind die Wände mit Täfer aus dem 20. Jahrhundert verkleidet. In der Nordhälfte befindet sich ein grosser Raum (ehemals Saal). Die Binnenwände in Blockbauweise sind weitgehend erhalten und weisen darauf hin,

dass das Haus keine offene Rauchküche, sondern einen Kamin aufwies. Das untere Dachgeschoss ist mit Gästezimmern ausgebaut. Das Dach liegt auf einem stehenden Stuhl. Das Haus wurde mit einem Treppenrisalit unter Quergiebel nach Osten erweitert und erhielt hier weitere Kammern und im Obergeschoss eine Verbindung zum 1908 errichteten Haus Höfnerstrasse 3.

Im ersten Lagerbuch der Gemeindeversicherung wird das Haus mit der ursprünglichen Ass.-Nr. 181a als Haus des Schusters Thomas Iten in der «Allmend Moos beym Steg» erwähnt. Zur Datierung wurden im zweiten Wohngeschoss an Decken- und Wandbalken dendrochronologische Proben entnommen. Die Datierung ergab die Fälldaten Herbst/Winter 1827 und 1828; das Baudatum dürfte 1829 lauten.

GS-Nr. 1214; Ass.-Nr.: 1087a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1811.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Heini Remy.

Dendrochronolog. Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.

Literatur: KDM ZG NA. 1, 365.

Unterägeri, Alte Landstrasse 107, Wohnhaus: Dendrochronologische Datierung

Am 23. September hat Erwin Styger, Steinhausen, der Kantonsarchäologie drei Holzproben aus dem Haus Alte Landstrasse 107 in Unterägeri zur dendrochronologischen Altersbestimmung übergeben. Der Dendrochronologe konnte den Kaminhut-Träger und den Balken aus der Blockwand mit Fälldatum 1779 datieren. Dieses Datum muss für sich allein als unsicher gelten. Weitere Argumente sprechen freilich ebenfalls für eine Bauzeit im späten 18. Jahrhundert. Das Haus verfügte von Anfang an über eine abgetrennte Küche mit Kamin und eine Hinterstube, was bei älteren Häusern eher selten ist. Dank der Inschrift an der Nordfassade, welche die Jahreszahl 1780 nennt, und einer 1788 datierten Ofenkachel eines «Joseph Ithen» ergibt sich zusammen mit der dendrochronologischen Datierung eine hohe Wahrscheinlichkeit für eine Bauzeit des Hauses um 1780.

GS-Nr. 462; Ass.-Nr. 63a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1725.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi.

Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.

Literatur: KDM ZG NA. 1, 361f. – Tugium 25, 2009, 31.

Walchwil, Dorfstrasse 17, Wohnhaus: Bauuntersuchung, Ausgrabung und Abbruch

Ende 2008 entschied die Einwohnergemeinde zusammen mit der Katholischen Kirchgemeinde Walchwil, den Dorfkern neu zu gestalten und ein Pfarreizentrum zu bauen. Zu diesem Zweck wurden 2011 die historischen Wohnbauten Dorfstrasse 17 und 23 abgebrochen. Die Kantonsarchäologie untersuchte die Gebäude vor dem Abbruch



Abb. 39

Walchwil, Dorfstrasse 17, Wohnhaus. Nordfassade. Der rechte Türpfosten und die verkleideten Blockvorstösse darüber markieren die Querwand des Hauses. Rechts davon das Vorderhaus, links das Hinterhaus. An der Schwelle ist schwach die Anstückung für die Erweiterung von 1669 zu erkennen. Das Dach stammt in der vorliegenden Form von 1814, der flach gedeckte Anbau vorne rechts von 1886. Der Kirchturm im Hintergrund gehört zum Neubau der Pfarrkirche 1836–38.

(zu Dorfstrasse 23 s. unten). Das beträchtliche Volumen des stattlichen Hauses Dorfstrasse 17 (Abb. 39) und der Zeitrahmen bedingten die Konzentration auf den Gründungsbau, einen dendrochronologisch ins Jahr 1580 datierten Blockbau.

Vorgängerbauten

Die Untersuchung am Mauerwerk und die Grabung im nicht unterkellerten Küchenbereich erbrachten Befunde von Vorgängerbauten (Abb. 40). Bei der Grabung im Bereich der Küche fanden sich zwei parallel verlaufende, Nord–Süd ausgerichtete Fundamente mit zugehörigen Feuerstellen. Die ältere Steinreihe war ohne Mörtel verlegt. Die zugehörige Feuerstelle, eine brandgerötete, aber sauber von Asche gereinigte Gneisplatte mit 80 cm Durchmesser, befand sich westlich der Steinreihe. Östlich (bergseitig) der älteren Steinreihe verlief ein jüngerer mit Mörtel gefügtes Fundament. Die dazugehörige Feuerstelle, ebenfalls eine brandgerötete Gneisplatte, lag über der älteren Steinreihe (Abb. 41). Ein C14-Datum aus Holzkohle aus der zugehörigen Aschegrube weist in die Zeit um 1440–1530 (ETH-46169: 385 ± 30 BP).

Die Westmauer des Sockelbaues von 1580 enthielt eine ältere ehemalige Westmauer, deren Ecken und Mauerkrone sich fassen liessen (vgl. Abb. 41). Diese Mauer lässt sich zwar in keine stratigrafische Verbindung mit der Steinreihe oder dem Fundament im Osten setzen. Da Hinweise auf eine Bodenbildung fehlen, ist aber eine für den ländlichen Wohnbau aussergewöhnliche Standortkontinuität, d. h. eine ununterbrochene Abfolge der am Platz nachgewiesenen Bauten, anzunehmen. Deshalb bestand die genannte Westmauer mindestens gleichzeitig mit dem jüngeren Fundament im Osten. Mörtelvergleiche sprechen dafür,

dass die Westmauer sogar schon zur älteren Steinreihe gehören könnte. Das zugehörige Haus – wahrscheinlich ein Blockbau mit unterkellerten Stube – hätte eine Grundfläche von nur etwa 7,4 × 8,5 m. Die Lage der Küche ist anhand der Herdstelle bekannt, und einen Hinweis auf einen Kachelofen liefert ein 1580 verbautes Sandsteinwerkstück, das als Führung für eine Ofentür diente (vgl. Tugium 2, 1986, 57). Möglicherweise ist der ältere Vorgängerbau ins 13. oder 14. Jahrhundert zu datieren. Er stand südlich der Kirchgasse, welche die alte Hauptachse des Dorfes bildet, und erhob sich an prominenter Lage, oberhalb der Apsis der 1483 gegründeten Kapelle, die 1836–38 durch die bestehende Pfarrkirche ersetzt wurde.

Mit der Errichtung des dritten bekannten Gebäudes, des Blockbaus von 1580, rückte das Fundament der Ostfassade nochmals nach Osten. Bei den Abbrucharbeiten wurden östlich davon und leicht abgewinkelt weitere Grundmauern mit einem zugehörigen Mörtelboden freigelegt. Über die Nutzung dieses Gebäudes kann nur spekuliert werden. Auch das zeitliche Verhältnis zum Blockbau von 1580 ist unklar. Das Nebengebäude wurde aber spätestens bei der Erweiterung des Blockbaus 1669 abgebrochen.

Blockbau von 1580

Den oberirdisch erhaltenen Kern des Hauses Dorfstrasse 17 bildete ein 1580 errichteter zweigeschossiger Blockbau (vgl. Abb. 39 und 41). Die Mauern des Sockelgeschosses waren an das abfallende Gelände angepasst und unterkellerten das Vorderhaus mit Stube und kleiner Stube sowie nordseitig die Stube im Hinterhaus. Die Kellereingänge befanden sich im Norden an der Kirchgasse. Die Nord-



Abb. 40

Walchwil, Dorfstrasse 17, Wohnhaus. Spuren von Vorgängerbauten im Küchenbereich. 1 Herdstelle und die zugehörige Steinreihe der Rückwand zur ersten Phase. 2 Gemauertes Fundament der Rückwand zur zweiten Phase. 3 Gemauertes Fundament des Blockbaus von 1580 (Rückwand der Küche).

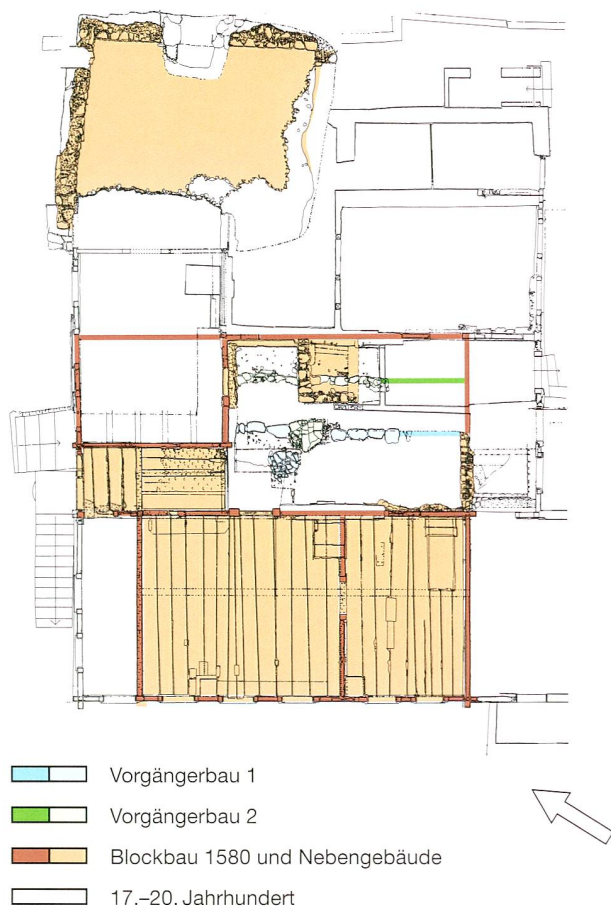


Abb. 41
 Walchwil, Dorfstrasse 17, Wohnhaus. Erstes Wohngeschoss.
 Grundriss mit den Spuren von Vorgängerbauten. Massstab 1:200.

westecke des Sockels wurde vom Vorgängerbau übernommen, der Schwellbalken aber um 15 cm angehoben. Die Südfassade rückte im Vergleich zum Vorgängerbau 40 cm nach Süden, die Ostfassade 80 cm bergwärts.

Der Holzaufbau besass aufgrund der nach Norden vorstehenden Stube im Hinterhaus einen vom Rechteck abweichenden Grundriss. Im zweiten Wohngeschoss war der Grundriss rechteckig, da die Kammer an der nördlichen Traufseite des Vorderhauses über die Eingangstreppe vorkragte. Die zum See und zur Kirche ausgerichtete Fassade bildete die giebelständige Schauseite des Hauses. Die Wandbalken, Schwellen und meisten Pfosten sowie die Deckenbohlen waren aus Tannen- und Fichtenholz gearbeitet. Für die Türpfosten der grossen und der kleinen Stube wurde Nussbaumholz verwendet. Die Dübel zwischen den Balkenlagen bestanden aus Kirschbaumholz. Einzig an der Westfassade bestand eine Balkenlage aus (zwei zusammengestückten) Eichenbalken, die mit Fries verzierte Fensterbrüstung des ersten Wohngeschosses. Darüber sprang die Fassade um 3 cm vor. Es waren aber keine Reste originaler Fensteröffnungen überliefert, abgesehen von zwei Zapflöchern für Fensterpfosten, die auf ein 75 cm breites und ca. 85 cm hohes Fenster hindeuten.

Als Verschluss diente ein Zugladen. Spuren eines Zettelrahmens, die Fensterlosigkeit der Südfassade und die nur leicht angewitterte Holzoberfläche sprechen für eine der Südfassade vorgelagerte Laube.

Das erste Wohngeschoss (Raumhöhe ca. 2,1 m) war über zwei Hauseingänge in den Traufseiten zu betreten. Den Grundriss trennte eine Querwand in einen vorderen und einen hinteren Hausteil. Im vorderen Hausteil bestanden die grosse Stube im Nordwesten an der Kirchgasse und die kleine Stube im Südwesten. Während die grosse Stube aus dem Gang erschlossen war, konnte die kleine Stube nur durch den Nachbarraum betreten werden. Stark abgelaufen, hatte sich der Stubenboden aus firstparallel gespannten Nadelholzbohlen überliefert. Befunde belegen eine Bohlen-Balken-Decke in der grossen Stube. Die kleine Stube hatte hingegen eine einfache Bohlendecke. Im Anschluss an den südlichen Türpfosten der grossen Stube war der ursprüngliche Kachelofenstandort in der Südostecke auszumachen: In der Blockwand war beim Bau eine 1,1 m hohe Öffnung ausgespart. Nahe der Nordostecke der grossen Stube bestand eine einst verschliessbare Binnenfensteröffnung («Pestfenster», Abb. 42).

Im Hausinnern verband die beiden Hauseingänge ein Gang, der sich im Südosten zur Küche öffnete. Hier war etwa mittig an der Ostwand ein Herdsockel von 150 × 160 cm Fläche gemauert. Der Raum über der Küche war bis auf zwei Balken, die den Bereich der Herdstelle überspannten, offen. Auf diese Weise konnte der Rauch der Herdstelle und auch der Kachelöfen in den Stuben durch das Dach abziehen. Im Norden ragte die vom Küchenbereich erschlossene «hintere Stube» 1,6 m über Nordflucht der grossen Stube hinaus. Im Anschluss an den westlichen Mantelstud bestand eine 1,1 m hohe und bis an die Südwestecke des Raumes reichende Öffnung für einen aus der Küche zu beschickenden Ofen (Abb. 43). Der ursprüngliche, nicht erhaltene Boden und die Decke bestanden aus quer zur Firstrichtung gespannten Bohlen.

Die Ostseite des überlieferten Gründungsbaus bildete 2011 die Binnenwand zu einer jüngeren Hauserweiterung. Es ist möglich, dass schon ursprünglich an der Ostfassade Anbauten standen. Im ersten Wohngeschoss zeigte die Aussenseite der Ostfassade von 1580 keine Verwitterungsspuren, aber Spuren der Alterung, wie sie am ehesten in einem Viehstall zu beobachten sind. Die Holzoberfläche im zweiten Wohngeschoss dagegen präsentierte sich mit wenig Nutzungsspuren. Ein weiteres Indiz auf einen bereits bei der Errichtung des Blockgefüges geplanten Anbau könnte die Konstruktion der Ostfassade sein: Im zweiten Wohngeschoss erstreckten sich nur der oberste, der mittlere und der unterste Wandbalken über die gesamte Hausbreite. Die übrigen waren in die West-Ost-gerichtete Binnenwand eingenetet. Diese Art der Verbindung ist ungewöhnlich, denn üblicherweise wird die Binnenwand in die Fassade eingenetet und nicht umgekehrt.

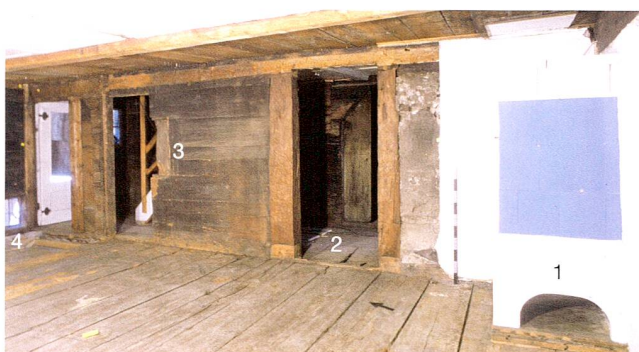


Abb. 42

Walchwil, Dorfstrasse 17, Wohnhaus. Erstes Wohngeschoss, grosse Stube. 1 Kachelofen des 19. Jahrhunderts am Standort älterer Öfen. 2 Von Mantelstützen aus Nussbaum flankierte Stubentüre. 3 Nur teilweise erhaltenes Binnenfenster zum Quergang. 4 Erweiterung der Stube in der Breite der Auskragung des Obergeschosses nach Norden. Blick Richtung Nordosten.

Die Erschliessung des zweiten Wohngeschosses erfolgte ursprünglich über eine gegenläufig zum Haupteingang angelegte Stiege entlang der Querwand. Das zweite Wohngeschoss kragte im Bereich des Vorderhauses über dem Hauseingang auf die Flucht der Stube im Hinterhaus vor. Im zweiten Geschoss hatten sich im Vorderhaus drei Kammern erhalten. Im hinteren Hausteil war im Nordosten die Eckkammer abgetrennt. Die Räume waren durch separate Türöffnungen von einer Galerie zu betreten. Als Auflager für den in Nord-Süd-Richtung verlegten Galerieboden dienten Ost-West-gerichtete Unterzüge zwischen der Querwand und einem Balken, der sich über die ganze Hausbreite erstreckte. Quer zu den Unterzügen hatte man wohl Bretter verlegt.

Im Gründungsbau präsentierten sich die Wände unverkleidet. Einzigartig ist der dank einer gezielten Farb-

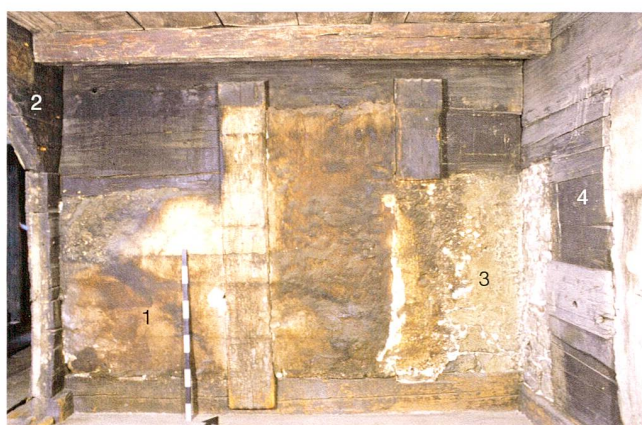


Abb. 43

Walchwil, Dorfstrasse 17, Wohnhaus. Erstes Wohngeschoss, zur Küche gerichtete Südwand der Stube im Hinterhaus. Der Eingang ist von zwei Mantelstützen flankiert. 1 Später zugemauerte Öffnung für einen Kachelofen. 2 Vorkragende Balken für den quer durchs Haus laufenden Binder, der die Bodenbretter der Galerie im Obergeschoss trug. 3 Vermauerte Öffnung für einen späteren Ofenstandort in der Zeit nach der Hauserweiterung 1669. 4 Ehemalige Ostfassade (Rückwand der Küche). Blick nach Norden.

untersuchung erbrachte Befund, dass das ganze Haus eine ursprüngliche Farbfassung trug. Bei der für Blockbauten des 15. und 16. Jahrhunderts scheinbar typischen dunklen Patina handelt es sich um einen gezielten Anstrich. Der Bau war innen und aussen schwarz bis schwarzbraun gefärbt, meist durch eine mit Russ pigmentierte Tempera. Für die Datierung der hölzernen Bausubstanz wurden insgesamt 35 dendrochronologische Proben entnommen und ausgewertet. Elf Proben sind dem Gründungsbau zuzuweisen, sechs davon besaßen Waldkante: Die im Haus verbauten Bäume wurden im Herbst/Winter 1579/80 und im Frühjahr 1580 gefällt.

Umbauten und Erweiterungen

Der Blockbau wurde in mehreren Phasen umgebaut und erweitert. Gemäss dendrochronologischer Datierung erfolgte 1669 (Waldkante) eine erste Erweiterung des Kernbaus zum Berg hin. Dabei wurden die Stube im Hinterhaus und der Keller darunter nach Osten verlängert, indem die Schwellen mit Schwalbenschwanzverbindungen angestückt wurden (vgl. Abb. 39). Man versetzte auch den Kachelofen der Stube im Hinterhaus nach Osten, und zugleich wurde in der Rauchküche ein Kamin eingebaut. Vielleicht zur gleichen Zeit wurde unter dem Keller an der Westseite ein zusätzliches hohes Untergeschoss eingebaut und auch der Keller insgesamt nach Süden erweitert. Es muss sich um einen sehr tief greifenden baulichen Eingriff gehandelt haben, wurde doch das ganze Vorderhaus komplett unterfangen! Das Haus wurde beim selben Umbau um Laubenbreite nach Süden vergrössert.

Eine weitere Bauphase lässt sich nur ungenau fassen: Einerseits waren im Dachstuhl Balken in sekundärer Verwendung verbaut, die gemäss dendrochronologischer Datierung 1785 und 1787 (Waldkante) gefällt wurden. Andererseits war am Stubenofen im Hinterhaus eine grün glasierte Kachel mit der Inschrift «Franz Domini Eigel Hafner in Arth anno 1789» verbaut. In der Stube im Hinterhaus und in der kleinen Stube fanden sich an die Wand geklebte Drucke. Besonders bemerkenswert ist ein laut Aufschrift 1755 in Wien hergestellter Druck mit Texten in Kirchenslavisch an der Nordwand der kleinen Stube (Abb. 44). Die Texte weisen auf eine orthodoxe Herkunft. Für den orthodoxen Bereich aussergewöhnlich ist aber die Darstellung der Passion Christi und des Martyriums der Apostel. Möglicherweise wurde der Druck im Umfeld einer unierten Kirche in der Donaumonarchie hergestellt. Die Texte, die für das Verständnis des mit Symbolen aufgeladenen Inhalts entscheidend sind, dürften den Bewohnern des Hauses Dorfstrasse 17 freilich kaum verständlich gewesen sein.

Das Dach wurde gemäss dendrochronologischer Datierung im Jahr 1814 (Waldkante) komplett neu errichtet. Es ruhte auf einem mehrgeschossigen stehenden Stuhl, dessen Balken angesichts der grossen Fläche des Hauses

Richtung Osten angestückt werden mussten. Im gleichen Jahr wurde der Ofen in der grossen Stube neu errichtet. Jedenfalls trägt eine später in sekundärer Lage eingesetzte Kachel die Inschrift «Hafner Eigel anno 1814». Der zweigeschossige Anbau im Westen vor dem hohen Sockelgeschoss stammte aus dem Jahr 1886. Im 20. Jahrhundert wurden im Südwesten ein Garagenanbau errichtet und das Dach mit einem Quergiebel nach Süden ausgebaut.

GS-Nrn. 46 und 48, Ass.-Nrn. 45a und 46a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1496.02.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi, Armin Thürig und Anette Bieri.

Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig. Farbanalyse: Cornelia Marinowitz, Tengen.

Übersetzung und Kommentar zum Einblattdruck: Anna Möhl, Slavisches Seminar, Universität Zürich.

Literatur: KDM ZG NA. 2, 493. – JbAS 95, 2012, 229.

Walchwil, Dorfstrasse 23, Wohnhaus: Bauuntersuchung und Abbruch

Im Zusammenhang mit der Überbauung im Zentrum von Walchwil wurde 2011 (vgl. oben) auch das Haus Dorfstrasse 23 abgebrochen. Die Kantonsarchäologie untersuchte das bautypologisch interessante Haus, zumal ein spätmittelalterlicher Ursprung vermutet wurde. Als Kernbau entpuppte sich ein zweigeschossiger Blockbau auf einem gemauerten Sockelgeschoss, der gemäss dendrochronologischer Untersuchung indes erst 1778 (Waldkante) errichtet wurde (Abb. 45).

Der Blockbau mass im Grundriss 8 auf 7,6 m und wies nur an der Westfassade eine Laube auf (Abb. 46). Das ganze Haus war unterkellert. Ab dem ersten Wohngeschoss war der Blockbau aus eher dünnen Nadelholzbalken gezimmert. Sämtliche Türpfosten waren wand-



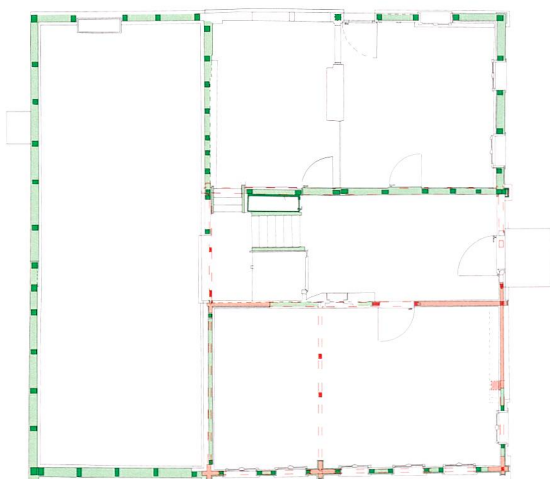
Abb. 44
Walchwil, Dorfstrasse 17, Wohnhaus, Nordwand der kleinen Stube. 1755 in Wien hergestellter Einblattdruck mit der Darstellung der Passion Christi und des Martyriums der Apostel sowie Texten in Kirchenslavisch. Blattgrösse ca. 36 x 50 cm.



Abb. 45

Walchwil, Dorfstrasse 23, Wohnhaus. Anhand des abgeschlagenen Verputzes ist der Kernbau von 1778 im Ostteil des Hauses deutlich zu erkennen. Der zweigeschossige Westteil, das hintere Hausdrittel und das Dach gehen auf eine Erweiterung vermutlich um 1876 zurück. Links der Kirchturm der 1836–38 errichtete Pfarrkirche. Ansicht von Süden.

bündige Ständer, Mantelstüde gab es nicht. Das weist daraufhin, dass zumindest die Stube und einige Kammern vertäfert waren. Im Vorderhaus befanden sich die Stube und eine Kammer daneben («Nebenstube»). Letztere war nur durch die grosse Stube zugänglich. Das Hinterhaus umfasste im ersten Wohngeschoss einen einzigen Raum, der die Küche und auch die Treppe ins zweite Wohngeschoss beherbergte. Im zweiten Wohngeschoss war das Vorderhaus mit zwei Kammern ausgestattet. Im Ostteil des Hinterhauses war im Unterschied zum unteren Wohngeschoss eine Kammer eingebaut; im Westteil des Hinterhauses befanden sich der Kamin und die Treppe.



- 1778
- ca. 1875
- 20. Jahrhundert



Abb. 46

Walchwil, Dorfstrasse 23, Wohnhaus. Grundriss des ersten Wohngeschosses. Massstab 1:200.

Dieser Blockbau wurde im 19. Jahrhundert komplett umgebaut, nach Westen und Norden erweitert und mit einem neuen Dach versehen. Damals erhielt das Haus sein bis 2011 prägendes Volumen und seine Grundfläche von 12,8 × 12,5 m. Die Laube an der Westfassade wurde zugunsten von zwei übereinander angeordneten, hohen Sälen abgebrochen, welche die gleiche Höhe aufwiesen wie der dreigeschossige Kernbau. Der untere Saal war gemauert, der obere in Fachwerkbauweise errichtet. Die Erweiterung nach Norden umfasste einen Kellerraum, darüber eine Küche und eine Kammer sowie im zweiten Wohngeschoss eine zusätzliche Stube und eine weitere Küche. Das neue Dach ruhte auf einem liegenden Stuhl und war mit zwei Lukarnen und sieben Kammern ausgebaut. Der Umbau ist dendrochronologisch nur unsicher in das Winterhalbjahr 1875/76 (Waldkante) datiert. Das Datum passt allerdings zu einer Schätzungsrevision im Jahr 1877 mit einer Aufwertung von 2900 auf 7000 Franken. Besitzer waren damals die Gebrüder (?) Hürlimann.

Gemeindeschreiber Leo Hürlimann (1885–1970) kaufte das Haus 1911 und eröffnete das Restaurant Bahnhof, nachdem auch der Vorbesitzer Peter Rust 1892 ein Wirtepatent beantragt hatte. Im Hausflur an der Wand klebten Fahrpläne der Dampfschiffahrt auf dem Zugersee von 1892 und 1895. Sie weisen daraufhin, dass schon Peter Rust eine Gastwirtschaft betrieb, und zwar im ersten Wohngeschoss. 1911 richtete Hürlimann das Restaurant im Erdgeschoss und im Anbau darüber einen Saal sowie im zweiten Wohngeschoss sowie im Dachgeschoss Gästezimmer ein. Im Nordwestteil mit einem separaten Zugang von der Bachstubengasse installierte er die Gemeindeganzlei. Zum Teil einhergehend mit Besitzerwechseln folgten weitere Umbauten in den Jahren 1940, 1964 und 1975.

GS-Nr. 52; Ass.-Nr. 27a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1859.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Marzell Camenzind-Nigg.

Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.

Historische Recherchen: Urs-Peter Schelbert.

Literatur: KDM ZG NA. 2, 493.

Walchwil, Vorderbergstrasse 20, Wohnhaus: Kurzdokumentation und Umbau

Das Haus Vorderbergstrasse 20 («Ilge») steht unmittelbar nördlich der Kapelle St. Antonius im Oberdorf Walchwil (Abb. 47). Es wurde 2010/11 umgebaut und dabei von der Kantonsarchäologie dokumentiert. Der Bau ist im Kern ein nur zwei Räume tiefer Blockbau von lediglich 6 × 6,2 m Innenfläche und mit Geschosshöhen um 1,9 m. Der wahrscheinlich schon ursprünglich ohne Lauben errichtete Blockbau steht auf einem gemauerten in den Hang gesetzten Sockel. Das Vorderhaus umfasste in beiden Wohngeschossen ursprünglich je zwei Kammern, das nur wenig tiefe Hinterhaus neben der Küche, dem Rauchabzug und



Abb. 47
Walchwil, Vorderbergstrasse 20, Wohnhaus. Der kleine, im frühen 19. Jahrhundert errichtete Blockbau nördlich der Kapelle St. Antonius im Oberdorf.

der Treppe auch den Eingangsbereich. Im stehenden Dachstuhl ist eine kleine Kammer untergebracht. Die dendrochronologische Untersuchung von zwei Deckenunterzügen ergab die Daten 1784 ohne Waldkante und 1807 mit Waldkante. Gemäss schriftlicher Überlieferung wurde das Haus erst 1832 erbaut.

GS-Nr. 217, Ass.-Nr. 143a.
 Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1817.
 Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Eugen Jans.
 Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.
 Literatur: KDM ZG NA, 2, 498.

Walchwil, Zugerstrasse 38, Wohnhaus: Bauuntersuchung und Abbruch

Das Haus Zugerstrasse 38 («Büel») wurde 2011 von der Kantonsarchäologie kurz untersucht und 2012 abgebrochen. Es handelte sich um einen zweigeschossigen Blockbau von nur 8 x 8,4 m Grundfläche. Er stand einst mit seiner Giebelfassade im Westen am Ufer des Zugersees (Abb. 48). Der Haupteingang war mit einer Freitreppe an der südlichen Trauffassade angeordnet. An der Nordfassade befand sich unter der einzigen Laube ein weiterer Eingang. Der Blockbau ruhte auf einem gemauerten Sockel, wobei nur das Vorderhaus unterkellert war. Zwei vergitterte Fenster belichteten den einzigen Kellerraum, der durch eine Innentreppe von der Küche her zu erreichen war. Das erste Wohngeschoss umfasste im Vorderhaus die Stube und eine Kammer daneben, im Hinterhaus die Küche und eine Eckkammer. Die bergseitige Rückfassade des ersten Wohngeschosses war von Anfang an gemauert. Von der Küche führte die Treppe ins zweite Wohngeschoss, die im Prinzip gleich wie das darunterliegende Geschoss gliedert war. Der stehende Dachstuhl enthielt eine Kammer über dem Vorderhaus. Die dendrochronologische Untersuchung ergab, dass die Bäume für den Holzbau

1785 und 1787 gefällt wurden. Das Haus wurde frühestens im Jahr 1788 errichtet.

GS-Nr. 152; Ass.-Nr. 73a.
 Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1869.
 Kantonsarchäologie: Marzell Camenzind-Nigg.
 Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.
 Literatur: KDM ZG NA, 2, 495.

Zug, Artherstrasse: Kurzdokumentation

Zwischen Oktober 2010 und Februar 2011 überwachte die Kantonsarchäologie eine weitere Etappe von Werkleitungseinbauten an der Artherstrasse. Auf Höhe von Artherstrasse 30 fiel ein komplizierter, anthropogen geprägter Schichtenaufbau auf. Rund 120 cm unter dem Strassenbelag fanden sich mehrere Schichten aus Ziegelschutt sowie Planierschichten, wahrscheinlich Aufschüttungen zur Anlage einer Strasse. Rund 60–70 cm unter dem Strassenbelag, auf 418,8 m ü. M. – also deutlich über dem Seespiegel – lag die dazu gehörende Pflasterung, die auf einer Strecke von 9 m verfolgt werden konnte. Das dichte Steinbett verlief horizontal und bestand aus hochkant in Sand gesetzten Lesesteinen und Kieseln. Überlagert wurde dieses Niveau von einer weiteren, bis über 30 cm mächtigen Ziegelschuttschicht (Abb. 49).

Die Schichten aus Ziegelschutt sind auf die Stadtzuger Ziegelei zurückzuführen, die wahrscheinlich seit dem späten 16. Jahrhundert bis zur Betriebsschliessung um 1900 auf der Liegenschaft Artherstrasse 30 stand. Unklar ist, ob die Strassenpflasterung diejenige der 1829 neu angelegten, befahrbaren Landstrasse von Zug nach Arth oder ein Vorplatz oder Zufahrtsweg zur Stadtziegelei war.



Abb. 48
Walchwil, Zugerstrasse 38, Wohnhaus. Das um 1788 erbaute und 2012 abgebrochene Haus. Ansicht von Südwesten.



Abb. 49

Zug, Artherstrasse. Ostprofil Leitungsgraben auf Höhe Artherstrasse 30 mit der Schuttplanie der ehemaligen Ziegelei.

GS-Nr. 1411 sowie 1478, 1488 und 1498.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1690.02.

Kantonsarchäologie: Kilian Weber und Armin Thürig.

Literatur: Dittli 2007, 5, 286. – Michèle Grote, Zur Entwicklung der Zuger Ziegel vom Ende des 15. bis Ende des 19. Jahrhunderts. Stiftung Ziegelei-Museum Meienberg Cham, Jahresbericht 1987, 3–20, besonders 12f.

Zug, Blumenweg 14, Wohnhaus: Kurzdokumentation und Umbau

Im «Stöckli» am Blumenweg 14 in Zug war eine komplette Sanierung der bestehenden Wohnung geplant. Da am Sturz der Kellertüre nebst einem Wappen schwach die Jahrzahl 1822 zu erkennen war und das Haus zusammen mit dem Haus Blumenweg 12 ein geschütztes Ensemble bildet, beschloss die Kantonsarchäologie, den Bestand zu dokumentieren (Abb. 50).

Das gemauerte Erdgeschoss wurde weder untersucht noch dokumentiert. Das Obergeschoss war hingegen eine Fachwerkkonstruktion. Hier lag im südwestlichen Haus teil die Stube mit dem Kachelofen in der Nordecke. Nordöstlich davon waren Küche und Nebenstube angeordnet. Ein Mittelgang, der durch eine Türe in der Nordostfassade zu betreten war, erschloss die drei Räume. Die Fassaden sind, von jüngeren Fenstereinbauten abgesehen, weitest-



Abb. 50

Zug, Blumenweg 14, Wohnhaus. Ansicht von Nordwesten vor der Restaurierung. Auf dem Sturz der Kellertür steht die Jahrzahl 1822.

gehend original erhalten. Zu den Fassaden gehören sämtliche Deckenbalken, die zugleich Ankerbalken für den darüber errichteten liegenden Dachstuhl sind. Ebenfalls zum Originalbestand gehört der Rest der gemauerten Trennwand zwischen Küche und Stube. Zwischen Stube und Nebenstube stand wahrscheinlich eine Täferwand. Rauer Grundputz an den gemauerten Ausfachungen belegt, dass die Aussenwände schon immer vertäfert waren. Das Negativ einer Treppenwanne belegt eine Erschliessung des Dachs von der Küche aus. Der liegende, über dem ersten Obergeschoss aufgerichtete Dachstuhl und die gegen Nordwesten gerichtete Aufzugsgaube bilden eine bauliche Einheit. Die Aufzugswinde selbst dürfte original sein, wurde aber mindestens einmal umgebaut.

Zur dendrochronologischen Datierung wurden im Haus sieben Holzproben entnommen. Die Auswertungen ergaben für die Hölzer aus der Riegelkonstruktion eine Datierung in die Jahre 1820/21 und für die beiden Hölzer aus dem Dachstuhl ins Jahr 1823 (alle mit Waldkante). Diese Werte sowie die Jahreszahl auf dem Türsturz lassen das Baudatum 1823 plausibel erscheinen.

GS-Nr. 4733, Ass.-Nr. 428c.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1892.

Kantonsarchäologie: Peter Holzer.

Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.

Literatur: Tugium 25, 2009, 38.

Zug, Kirchenstrasse 6, ehemaliges kantonales Zeughaus: Sanierung und Umbau

In unmittelbarer Nachbarschaft zum Pulverturm steht das ehemalige Zeughaus (Abb. 51). 1897 erbaut, strahlt es heute noch Relevanz und Stärke aus. Dieser symbolisch repräsentative Ausdruck entspricht der ursprünglichen Nutzung: der Lagerung von Kriegsmaterial. Der Bau ist ein plastisch gegliedertes, dreigeschossiges Volumen, das mit seinen Risaliten, dem Bossenmauerwerk, den in Rundbogen geschlossenen Toren und Fenstern und den Natursteinfassungen das Thema der Wehrhaftigkeit gekonnt aufnimmt. Ganz der Ästhetik verpflichtet sind die fünf verzierten Giebel des Mansardendachs und die quadrierten Ecken. Die wechselweise Verwendung von Backstein bei den Obergeschossen und Sandstein im Sockelgeschoss zeugt von einer differenzierten Gestaltung, die die Handschrift des damaligen «Stararchitekten» Dagobert Keiser senior (1847–1906) trägt. Dieser liess sich am Polytechnikum Zürich zum Bautechniker ausbilden. 1875 eröffnete er in Zug sein eigenes Architekturbüro und kam schnell zu wichtigen und grossen, privaten und öffentlichen Aufträgen. Seine letzten Arbeiten waren der Um- und Neubau des Schlosses St. Andreas in Cham (ab 1904) und der Umbau der «Villette» in Cham (ab 1901), die allerdings erst nach seinem Tod von seinem Sohn fertiggestellt wurden.

Wenn auch das Mauerwerk des alten Zeughauses durchwegs im Originalzustand erhalten ist, so hat dieses Haus im Laufe seiner über 110-jährigen Existenz doch mehrere Veränderungen im Innern erfahren. Im Ersten Weltkrieg wurde ostseitig ein zweigeschossiger Anbau realisiert, der allerdings später wieder abgebrochen wurde. In den 1960er bzw. 1970er Jahren wurde ein viergeschossiger Warenlift eingebaut, das Obergeschoss in Büroräumlichkeiten umfunktionierte sowie im Sockelgeschoss ein wohl zweckdienlicher, aber nicht eben auf die Gebäudehülle abgestimmter Zwischenboden aus Beton eingebaut, um mehr Lagerfläche zu erhalten. Mit diesem Eingriff wurde die Ära der fast zweigeschossigen Halle beendet, deren Raumhöhe ursprünglich identisch mit jener der fünf Weststore war. 1997 ist das Zeughaus aussen saniert und innen teilweise umgebaut worden. Der Dachstock wurde als Mehrzweckraum ausgebaut.

Anfänglich bestand nur das Anliegen, die Obergeschosse des ehemaligen Zeughauses für das Obergericht umzubauen. Über eine kulturelle Nutzung des Erdgeschosses sollte später entschieden werden. Für diesen Raum galt die denkmalpflegerische Vorgabe, die Zwischendecke aus neuerer Zeit abzubrechen und dem Raum wieder seine ursprüngliche Höhe zu geben. In einem zweistufigen Wettbewerbsverfahren wurden 2008 in der ersten Stufe aus 22 Bewerbern sechs Architektenteams ausgewählt. Den anschliessenden Projektwettbewerb gewannen Graf Stampfli Jenni Architekten aus Solothurn. Erst nachdem die Planung für das Obergericht bereits im Gang war, fiel der Entscheid, im Erdgeschoss eine Studienbibliothek einzubauen. Diese Nutzung entsprach auch aus denkmalpflegerischer Sicht in idealer Weise den räumlichen Gegebenheiten. In den Obergeschossen, die lediglich aus

den für ein Zeughaus typischen Räumen bestanden, beschränkten sich die denkmalpflegerischen Massnahmen auf den Erhalt der Tragstruktur mit acht Gusseisenstützen und Längsunterzügen. Die Stützen sind in allen Geschossen freigestellt. In der Studienbibliothek gliedern sie den Raum, in den eine dreiseitig umlaufende Galerie eingebaut ist. In den beiden Bürogeschossen des Obergerichts umstellen die Stützen die zentrale Halle, von der aus die Büros erschlossen sind. Der Gerichtssaal ist im Dachgeschoss eingebaut und wird lediglich von oben belichtet. Die Fassaden blieben unverändert, die Fenster wurden in der ursprünglichen Erscheinung ersetzt.

In der Studienbibliothek hat Barbara Gschwind an der Brüstung der Galerie eine Wandarbeit angebracht. Diese besteht aus einem Fries von Löwenzahnblättern, die wie schwimmende Fische in die Horizontale gedreht sind. Im Obergerichtssaal hängen drei Malereien von Franziska Zumbach, die zudem im Vorraum eine Schriftmalerei gestaltet hat.

GS-Nr. 1228, Ass.-Nr. 735a.

Denkmalpflege: Roman Brunner, Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Roman Brunner).

Planung: Graf Stampfli Jenni Architekten, Solothurn.

Literatur: INSA Zug, 520. – Sabine Windlin, Umbau Kantonales Zeughaus Zug. Baudirektion, Hochbauamt Kanton Zug, 2011.

Zug, Löberenstrasse, Loretokapelle: Restaurierung Votivtafeln

Die Zuger Loretokapelle wurde 1704/05 an der Stelle einer bereits im frühen 16. Jahrhundert erwähnten, der hl. Katharina geweihten Vorgängerkapelle erbaut. In ihrem Innern sind an den Seitenwänden insgesamt 19 Votivtafeln (Exvotos) in zwei Gruppen von 9 beziehungsweise 10 Tafeln angebracht (Abb. 52).



Abb. 51
Zug, Kirchenstrasse 6, ehemaliges Zeughaus. Ansicht von Südosten.



Abb. 52
Zug, Löberenstrasse, Loretokapelle. Votivtafeln an der Südwand der Kapelle.

Wenn früher eine Person an einer seelischen oder körperlichen Krankheit litt, so bot ihr die katholische Kirche einen Weg zur Heilung an. Die betreffende Person begab sich physisch oder in Gedanken an eine Gnadenstätte und stellte sich unter den Schutz des oder der dort verehrten Heiligen. Sie betete um Heilung und versprach, im Falle einer Heilung oder sonstigen Erhörung an den betreffenden Ort zu wallfahren, zu danken und mit einem Votivbild oder einer anderen zeichenhaften Weihegabe die überirdische Hilfe öffentlich zu bezeugen. Die Weihegabe wird deshalb «Ex voto» genannt, was «aufgrund eines Gelübdes» heisst. Dieser Brauch hat sich vor allem in südlichen Ländern, aber auch an Wallfahrtsstätten nördlich der Alpen bis in die Gegenwart gehalten.

Die Votivtafeln in der Loretokapelle sind nur zum Teil datiert, wobei die Jahreszahlen von 1706 bis 1874 reichen. Gemäss Linus Bircher stammen die ältesten Tafeln vom Menzinger Maler Johann Franz Strickler (1666–1722), der u. a. auch in der 1713 erbauten Loretokapelle auf dem Ennerberg bei Buochs tätig war. Sonstige Hinweise auf die Autorenschaft fehlen.

Vor Jahren wurde über den Exvotos eine Verglasung zum Schutz vor Diebstahl und Beschädigungen angebracht. Diese Massnahme behinderte die Luftzirkulation und führte – zusammen mit einer zu hohen Luftfeuchtigkeit – zu einem Schimmelbefall der Votivtafeln. Nach Entfernung der Glasvitruen wurde vor allem an den Rahmen starker Schimmel- sowie Holzwurmbefall festgestellt. Die Tafeln wurden zur Abtötung der Mikroorganismen deshalb zuerst mit Wasserstoffperoxid behandelt, dann mit feinen

Gummischwämmen trocken und anschliessend mit Tensiden feucht gereinigt. Die Holzrückseiten wurden mit dem Insektizid «Arbezol» gegen Holzwurmbefall behandelt, die Frassgänge der Holzwürmer mit Schellackinjektionen verfestigt und die durchbrochenen Frassgänge ausgekittet. Zum Schluss wurden die Fehlstellen mit reversibler Acrylfarbe retuschiert. Um das Raumklima in der Kapelle zu verbessern, legte man eine Öffnung in der Decke, die vor einigen Jahren zur Wärmedämmung verschlossen worden war, wieder frei.

GS-Nr. 623, Ass.-Nr. 425a.

Denkmalpflege: Roman Brunner, Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Roman Brunner).

Planung: Fontana & Fontana, Restauratoren, Jona-Rapperswil.

Literatur: KDM ZG 1, 205–210. – Tugium 12, 1996, 133–173. – Josef Grünenfelder und Albert Müller, Die Loretokapelle in Zug, Bern 1984 (Schweizerische Kunstführer GSK 347). – Dittli 2007, 3, 227f.

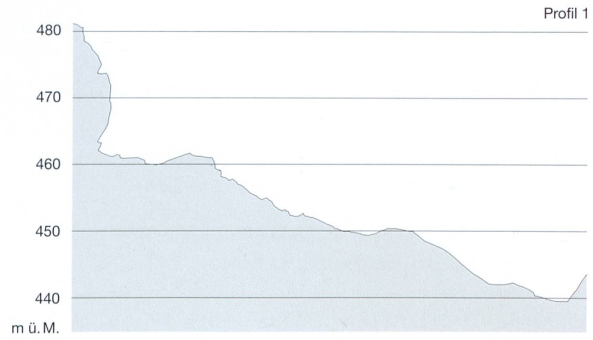
Zug, Lotenbach, Steinbruch: Geländeaufnahme

Der Sandsteinbruch Lotenbach liegt am südlichen Rand der Gemeinde Zug und am rechten Ufer des Baches, der die Grenze zur Gemeinde Walchwil bildet. Die Stadt Zug hatte 1490 einen Steinbruch am Lotenbach gekauft (UB ZG Nr. 1543). Viel Material dürfte auf dem Seeweg transportiert und beim Bau der Zuger Stadterweiterung (Ringmauer, Kirche St. Oswald, Rathaus, Spital etc.) verwendet worden sein. Abbautätigkeit ist auch im 18. und 19. Jahrhundert sowie bis ins mittlere 20. Jahrhundert belegt.

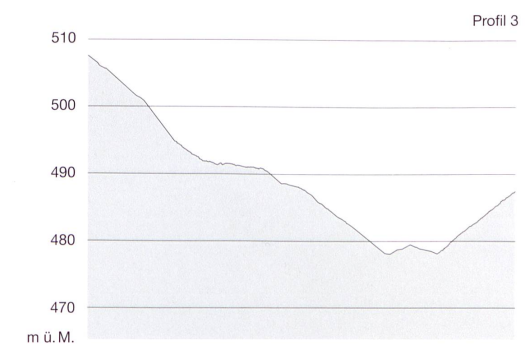
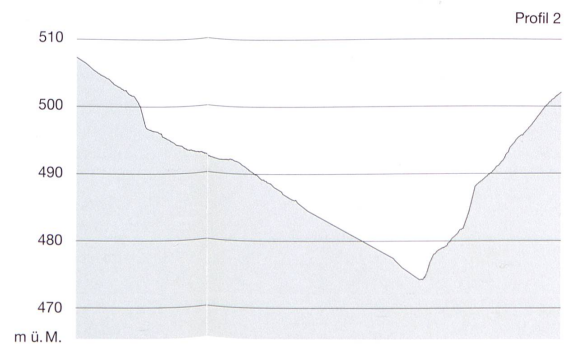
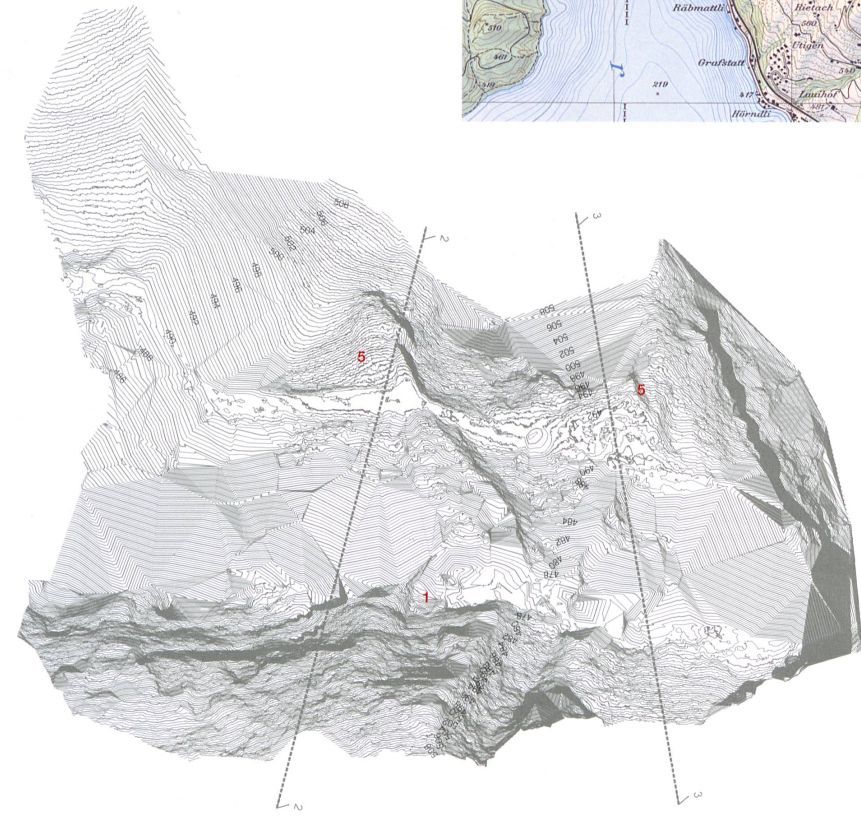
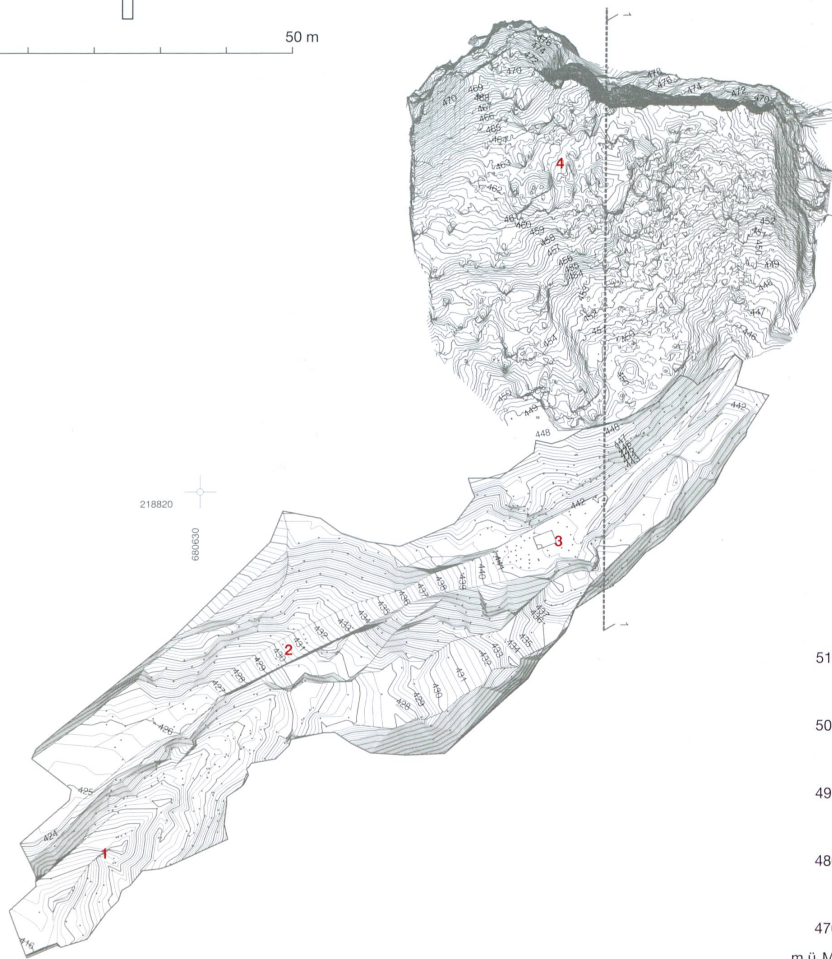
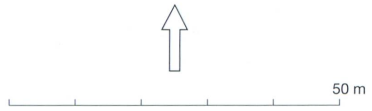
Im Gelände sind verschiedene Abbaustellen zu erkennen: Zuunterst unmittelbar östlich der Eisenbahnbrücke steigt dem Nordufer des Baches entlang die Förderanlage,

Abb. 53

Zug, Lotenbach, Steinbruch.
Geländeaufnahme des unteren
Steinbruchs oder der oberen
Abbaustellen mit dem Trasse der
Lorenbahn. 1 Bett des Loten-
bachs. 2 Trasse der Lorenbahn.
3 Umlenkstation der Lorenbahn.
4 Grasser Steinbruch. 5 Abba-
stellen. Massstab 1:800.



Lage der Detailpläne (rot)



eine Lorenbahn, hoch. Das Trassee steht auf Stützmauern und wird auch bergseitig von Stützmauern begleitet. Zur Lorenbahn gehören Geleise und die Umlenkstation sowie ein Wagen. Obere Endstation der Lorenbahn ist der unterste Punkt eines grossen Steinbruchs von rund 60 m Breite, der in über 20 m hohen, senkrechten Wänden endet. Dabei dürfte es sich um jenen Bereich handeln, wo zuletzt Sandstein abgebaut wurde. Vermutlich ältere Abbauspuren finden sich rund 50–150 m östlich oberhalb dieses unteren Steinbruchs an verschiedenen Felsen nördlich des Lotenbachs.

Im Sommer 2007 legte eine Schulklasse aus Walewil die Geleise der Lorenbahn frei und barg den Lorenwagen aus dem Tobel. 2008 plante das Forstamt des Kantons Zug (heute Amt für Wald und Wild) Massnahmen im Bereich des Lotenbachs zum Schutz der Häuser und der Kantonsstrasse am Unterlauf des Baches vor Hochwasser. Der Kanton kaufte in der Folge die Parzelle mit dem unteren Steinbruch und der Lorenbahn. Bei dieser Gelegenheit stellte sich die Frage einer Dokumentation, Konservierung und Restaurierung sowie generell des Schutzes der Lorenbahn und des Steinbruchs. Der Steinbruch wurde ins kantonale Inventar der schützenswerten Denkmäler aufgenommen. Die Kantonsarchäologie fotografierte die Anlage und liess in Zusammenarbeit mit dem Grundbuch- und Vermessungsamt einen Höhenkurvenplan und ein digitales Geländemodell erstellen (Abb. 53). Dieses soll der Dokumentation und dazu dienen, künftig notwendige bauliche Massnahmen präziser planen zu können. Kurzfristige Hochwasserschutzmassnahmen sollen den Bestand der Lorenbahn schonen.

GS-Nr. 1874 sowie 377, 1869, 1873 und 2213.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1707.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Heini Remy.

Denkmalpflege: Georg Frey.

Grundbuch- und Vermessungsamt: Reto Jörimann und Andreas Stierli.

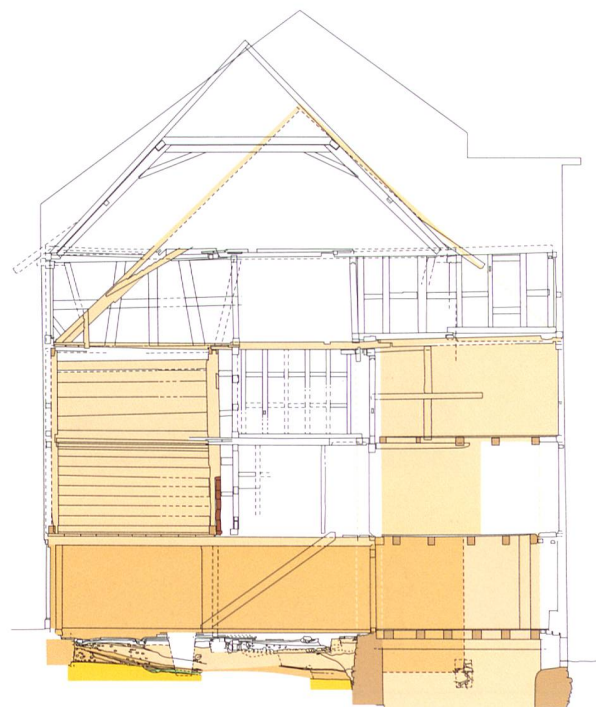
Geländeaufnahme: Terradata AG, Einsiedeln.

Literatur: Dittli 2007, 3, 240. – Konrad Zehnder und Donat Fulda, Steinbrüche und deren Inventarisierung in der Schweiz. NIKE Bulletin 1/2, 2012, 4–9.

Zug, Neugasse 10 und 12, Wohn- und Geschäftshäuser: *Bauuntersuchung, Ausgrabung und Umbau*

Die Häuser Neugasse 10 und 12 wurden umgebaut. Nach einer Voruntersuchung im Jahr 2008, die insbesondere das südliche Haus Neugasse 12 betraf, konnten 2011 baubegleitend weitere Abklärungen vorgenommen werden. Zusätzlich bot die teilweise Unterkellerung des Hauses Neugasse 10 Anlass für eine Ausgrabung (Abb. 54). Die Ausgrabung lieferte neue Resultate zur Stadterweiterung von 1478.

Der anstehende Boden setzt sich aus Geschiebe und Deltaablagerungen des Bohl- oder Burgbachs zusammen. Auf der obersten Kiesschicht liegen Reste eines B-Horizontes und des alten Humus. Darin fanden sich Mulden, Gräbchen ehemaliger Teuchelleitungen und eine grössere Grube, die u. a. Ofenkeramik enthielt. Die Gruben waren schiefwinklig zur Neugasse und Parzellierung angeordnet.



- Anstehender Boden
- Grube 15. Jahrhundert
- 1478–99 Terrassierung und Bau Neugasse 12
- 1500 Ständerbau Neugasse 10

Abb. 54

Zug, Neugasse 10. Querschnitt mit Blick nach Süden. Massstab 1:200.

Im Rahmen der 1478 begonnenen Stadterweiterung wurden die Neugasse angelegt und das Gelände zu beiden Seiten der Gasse parzelliert. Der natürliche Geländeverlauf weist beim Hirschenplatz und nördlich davon (d. h. auch bei Neugasse 10 und 12) eine Senke auf, welche die Gasse ohne Niveauunterschied überquert. Das Gelände wurde nämlich um bis zu 40 cm aufplaniert, wie am Ostrand der Parzellen direkt an der Neugasse ersichtlich war. Das über mindestens zwei Parzellen verlaufende Fundament der Ostfassaden durchschlug diese Schüttungen (vgl. Abb. 54). Wahrscheinlich diente es zunächst als seeseitige Stützmauer für die Neugasse. Die Geländeoberfläche westlich der Stützmauer weist Ansätze einer Humusbildung auf, die in die paar Jahre zwischen der Anlage der Strasse und dem Bau der Häuser zu datieren ist.

In der Folge wurden die Häuser an der Neugasse errichtet. Im untersuchten Bereich ist das Fundament des südlichen Nachbarhauses Neugasse 14, eines zweigeschossigen Holzbaus auf einem Sockelgeschoss, am ältesten. Es folgte der Bau des Hauses Neugasse 12, eines kurz nach 1491 errichteten zweigeschossigen Blockbaus auf einem gemauerten Sockelgeschoss. Bei der Untersuchung 2011 hat sich herausgestellt, dass dieser Blockbau von Anfang an eine Tiefe von 11 m aufwies, also grösser war, als aufgrund der Voruntersuchung vermutet. An der Rückseite des Blockbaus verlief ein 1,2 m breiter Ehgraben, an den ein wenig später errichteter Steinbau («beim Süesswinkel») anschloss.

Das Haus Neugasse 10 war in der Bauabfolge das nächste Gebäude, ein zweigeschossiger Bohlenständerbau auf einem gemauerten Sockelgeschoss. Ursprünglich war es doppelt so breit und umfasste auch den nördlichen Nachbarbau Neugasse 8. Die Schwellen waren mittels sogenannter Schwebelattverbindungen in die Ständer eingezapft. Der Ständerbau stand so nahe am südlich benachbarten Blockbau, dass die Ständer wegen den Blockvorstössen eigens abgearbeitet waren (Abb. 55). Von der Holzkonstruktion haben sich Teile nur im gassenseitigen Ostteil, vom liegenden Dachstuhl nur die Ankerbalken und Teile des Zwischenjochs erhalten (Abb. 56). Es ist daher unklar, ob der westliche, von der Gasse abgewandte Hausteil bis unter das Dach ein Ständer- oder ein Massivbau war. Dieses seeseitige Hinterhaus war jedenfalls von Anfang an unterkellert. Damit wurde das natürliche Gefälle von Osten nach Westen ausgeglichen. Der Keller war über eine entlang der Südmauer hinabführende Treppe vom Erdgeschoss des Hauses aus zu erreichen. Im Erdgeschoss diente die Nordmauer des südlichen Nachbarhauses als Südmauer, die Gassenfassade wurde auf der Stützmauer aufgebaut. Das Erdgeschoss war mindestens in den Eingangskorridor und einen Raum in der Nordostecke an der Gasse – vielleicht eine Werkstatt oder ein Verkaufslokal – unterteilt. In den Obergeschossen war es ein typisches dreiraumtiefes Haus. Im Südosten des ersten Obergeschosses, an der Gasse, befand sich die gut 2,3 m hohe Stube, die einen zusätzlichen Bretterboden über einem Mörtelstrich aufwies. Der Mittelraum war wahrscheinlich zum First hin offen und diente als Küche, Treppenhaus und Korridor. Zwischen der Decke des 2 m hohen zweiten Obergeschosses und den Ankerbalken befand sich ein sogenannter Kniestock. Der Ständerbau ist mit den Fälldaten Sommer 1500 und Herbst/Winter 1500/01 dendrochronologisch datiert.

Im Verlauf der Neuzeit wurden der Blockbau Neugasse 12 sowie der Ständerbau Neugasse 10 und 8 immer wieder umgebaut. Böden, Fassaden und Wände wurden ersetzt. Unter anderem wurden schrittweise Teile des Vorderhauses von Neugasse 12 unterkellert. Der Blockbau Neugasse 12 erfuhr zuerst eine Aufstockung um ein Geschoss in Fachwerkbauweise, noch bevor der Ständerbau Neugasse 10 und 8 geteilt und dessen Nordhälfte aufgestockt wurde. Schliesslich wurde auch das Haus Neugasse 10 um ein drittes Obergeschoss (vgl. Abb. 56) und ein neues Dach erweitert. Alle Aufstockungen sind wahrscheinlich ins 17. Jahrhundert zu datieren.



Abb. 55

Zug, Neugasse 10, Wohn- und Geschäftshaus. Erstes Obergeschoss, Südwestecke der Stube. 1 Schwellen und Ständer des 1501 errichteten Bohlenständerbaus Neugasse 10. 2 Vorstösse und Balken des kurz nach 1491 errichteten, südlich benachbarten Blockbaus Neugasse 12. Blick nach Süden.



Abb. 56

Zug, Neugasse 10, Wohn- und Geschäftshaus. Drittes Obergeschoss, Ostraum. Teile des 1501 errichteten Dachstuhls wurden im 17. Jahrhundert in eine in Fachwerkbauweise erfolgte Aufstockung integriert. Blick nach Norden.

GS-Nr. 964 und 965, Ass.-Nr. 129a und 130a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 294.02.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Markus Bolli.

Dendrochronolog. Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.

Literatur: KDM ZG 2, 518. – Viktor Luthiger, Die Nachbarschaft Antonsgasse und ihre Bewohner. ZKal. 85, 1940, 44–59, besonders 50. – Tugium 10, 1994, 43f.; 13, 1997, 41f.; 25, 2009, 42f. – Adriano Boschetti-Maradi, Das Neutor und die Neugasse in Zug – ein Ausgangspunkt der Stadterweiterung von 1478. Tugium 21, 2005, 75–95, besonders 81f.



Abb. 57

Zug, Neugasse 31, Wohnhaus. Vor dem Umbau 2011. Links des Hauses mündet das Münzgässlein in die Neugasse. Blick von Nordwesten.

Zug, Neugasse 31, Wohnhaus: Bauuntersuchung und Umbau

Vor einem tief greifenden Umbau untersuchte die Kantonsarchäologie vom Oktober 2010 bis Februar 2011 das markante turmartige Haus Neugasse 31 am Kolinplatz (Abb. 57). Wie zu erwarten, erwies sich die Überlieferung, wonach es sich um ein festes Haus oder ein Vorwerk zur Burg Zug handelte, als haltlos. Das Haus ist fünf Geschosse hoch und steht auf einem sehr kleinen Grundstück, das im Westen an die Neugasse und im Norden an das Münzgässli stösst sowie im Osten und Süden vom Haus Kolinplatz 1 umschlossen wird, wobei die östliche Parzellengrenze im ersten Obergeschoss rund 3 m weiter östlich verläuft als im Erdgeschoss.

Die Osthälfte des Gebäudes gehörte zu einem vor dem Tor der Altstadt errichteten Haus. Es wurde gemäss dendrochronologischen Untersuchungen 1437 – zwei Jahre nach dem Uferinbruch in der Altstadt – erbaut (Waldkanten Sommer 1435 bis Sommer 1437). Von diesem Bau fanden sich im Ostteil von Neugasse 31 Teile der gemauerten ehemaligen Westfassade, der eichenen Deckenbalken über

dem Erdgeschoss und über dem ersten Obergeschoss sowie des stehenden Dachstuhls (Abb. 58). Das 85 cm dicke Mauerwerk, sorgfältig aus Kieselsteinen gefügt, bildet heute die Rückmauer des Ladenlokals im Erdgeschoss und konnte stellenweise bis ins dritte Obergeschoss beobachtet werden. Es sprang geschossweise leicht zurück und wies einen aus Gneisblöcken gefügten nordwestlichen Eckverband auf. Das zugehörige Erdgeschossniveau lag ungefähr auf der Höhe des heutigen Aussenniveaus. Am Verputz zeigten sich Hinweise auf eine nicht näher bekannte (Holz-?) Konstruktion an der ehemaligen Westfassade. Die Reste des Dachstuhls weisen auf ein Walmdach hin, dessen First West-Ost-orientiert war. Das Haus reichte über die Liegenschaft Neugasse 31 nach Osten und Süden bis auf die Parzellen Kolinplatz 5/7 und war rechtwinklig zum Kolinplatz im Süden ausgerichtet. Vermutlich lag die Südfassade des Hauses nahe an der heutigen Südfassade der Häuser Kolinplatz 1–7. Es ist zu vermuten, dass Bauphasen, die bei früherer Gelegenheit im Haus Kolinplatz 5/7 dokumentiert worden sind, damit im Zusammenhang stehen.

Erst nach der Anlage der Neugasse 1478 wurde zwischen dem genannten Haus und der neuen Gassenflucht ein Anbau errichtet. Er ist gemäss dendrochronologischen Untersuchungen auf 1517 zu datieren (Waldkanten Sommer 1515 bis Herbst/Winter 1516/17). Es handelt sich um eines der letzten nach 1478 an der Neugasse errichteten Häuser, ein dreigeschossiges Gebäude über einem eingetieften Gewölbekeller. Für die Unterkellerung wurde die ehemalige Westfassade des älteren Baus unterfangen. Das Erdgeschoss liegt auf dem Gewölbescheitel auf und ist daher von der Neugasse über eine kleine Treppe zu erreichen. Die Westfassade richtet sich nach der Neugasse aus, während sich Süd- und Ostrand des Grundstücks an der älteren Bebauung nördlich des Kolinplatzes orientieren. Das Mauerwerk ist aus Bruchsandsteinen gefügt. Die Ecken sind mit zur Schau gestellten Bossen geschmückt, die einst breite Begleitlinien zierten. Im Südwestbereich des ersten Obergeschosses war die von Anfang an vertäfelte Stube untergebracht. Nördlich davon war ein Raum abgetrennt, durch dessen Nordmauer sich ein Schüttstein ins Münzgässlein ergoss. Nach Norden hin ins Münzgässlein waren auch die Austritte angeordnet. Die Erschliessung des zweiten Obergeschosses muss durch den Altbau von 1437 erfolgt sein (vgl. Abb. 58). Es ist unklar, wie das Satteldach an das Walmdach des östlichen Kernbaus anschloss. Der 1517 errichtete Anbau wurde später zum Kernbau des Hauses Neugasse 31.

Nach nur acht Jahren wurde dieser Bau um ein Geschoss aufgestockt und erhielt so sein turmartiges Aussehen. Das neue dritte Obergeschoss wies an der West- und Südfassade grosse Kreuzstockfenster auf, war ausgemalt und diente mit einer Raumhöhe von 3,5 m bis zur Felderdecke als Saal. Die Eckverbände mit den Bossen wurden weitergeführt. Das südliche Fenster an der Westfassade



Abb. 58
Zug, Neugasse 31, Wohnhaus. Schnitt mit Blick nach Norden.
 Massstab 1:150.

trägt am Sturz die Jahreszahl 1525 (Abb. 59). Die dendrochronologische Datierung bestätigt dieses Datum (Waldkante Herbst/Winter 1524/25). Das rot gefasste Kreuzstockfenster an der ehemaligen Südfassade wurde beim Neubau des südlichen Nachbarhauses Kolinplatz 1 im Jahr 1746 zugemauert und blieb deshalb in seiner ursprünglichen Form erhalten (Abb. 60). In der Nordostecke des sehr kleinen Grundrisses war die Treppe angeordnet.

Kurz nach 1545 erhielt das Haus ein neues Dachgeschoss in Fachwerk (Waldkanten Herbst/Winter 1544/45 bis Herbst/Winter 1545/46). Teile dieses Daches waren in der südlichen Haushälfte erhalten (auf Abb. 58 nicht ersichtlich). Vielleicht zum gleichen Zeitpunkt wurde die Liegenschaft mit Fachwerkwänden so geteilt, dass im Altbau von 1437 eine Trennwand eingezogen wurde und das Haus Neugasse 31 einen zweiraumtiefen Grundriss erhielt.

Das Dach wurde im späten 17. Jahrhundert erneut umgebaut (Waldkanten 1674 und 1681), indem vor allem



Abb. 59
Zug, Neugasse 31, Wohnhaus. Drittes Obergeschoss. Schwach erkennbare Jahreszahl 1525 an einem Fenstersturz.



Abb. 60
Zug, Neugasse 31, Wohnhaus. Drittes Obergeschoss, Südfassade. Im 18. Jahrhundert zugemauertes Kreuzstockfenster von 1525. Ansicht von innen.

dessen Nordhälfte ersetzt wurde. Viktor Luthiger nennt als damaligen Besitzer Hans Georg Zumbach. Im Verlauf der Bauuntersuchung konnten zahlreiche weitere bauliche Veränderungen bis ins 20. Jahrhundert dokumentiert werden. Innenausbau und Dach wurden 2011 komplett ersetzt.

GS-Nr. 990, Ass.-Nr. 191a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 113.02.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Eugen Jans.

Dendrochronolog. Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.

Literatur: KDM ZG 1, 450–452 und 686. – Viktor Luthiger, Die Nachbarschaft Linden und ihre Bewohner. ZKal. 88, 1943, 36–49, besonders 41f. – JbAS 95, 2012, 220f.

Zug, Oberwil, Zugersee: Waffenfund

Anfang September 2010 suchte die Tauchequipe der Stadt Zürich im Auftrag der Kantonsarchäologie am Ostufer des Zugersees nach Resten von Seeufersiedlungen (s. unten Oterswil, Insel Eielen). Zwischen Oberwil und Räbmatt stiess der Taucher Peter Schwörer zufällig etwa 10 m vom Ufer entfernt auf eine spätmittelalterliche Waffe.

Trotz Korrosionsspuren war der Degen inklusive Holzgriff ausserordentlich gut erhalten (Abb. 61). Da sowohl

Metall wie auch organische Reste vorhanden waren, gestaltete sich die Konservierung aufwendig. Die Waffe wurde zur Konservierung und Restaurierung ins Sammlungs-zentrum des Schweizerischen Nationalmuseums gebracht. Die eingeleiteten Massnahmen umfassten umfangreiche Materialanalysen (Metall, Holz, möglicherweise Leder) und Untersuchungen sowie sorgfältige Freilegungs- und Sicherungsarbeiten. Konservierung und Restaurierung wurden vom Schweizer Fernsehen (Redaktion «Einstein») in einem am 1. März ausgestrahlten Beitrag dokumentiert. Die Waffe selbst war Gegenstand der Sonderausstellung «Excalibur aus dem Zugersee» vom 3. März bis 30. September 2012 in der Burg Zug.

Der Degen ist 61 cm lang und 15 cm breit. Die Klinge trägt eine mit Zinn tauschierte Schmiedemarke (vgl. Abb. 61.2). Die Parierstange ist nach unten gebogen und endet in zwei durchbrochenen Rosetten. Das Holz auf der Parierstange und der Griff bestehen aus zwei verschiedenen Teilen. Das Holzstück auf der Parierstange ist von unten mit zwei Nieten befestigt. Der Griff ist mit spiralförmig gewundenen Kerben in der Form eines verdreht gewachsenen Astes geschnitzt. Bei der Holzart handelt es sich um Buchsbaum (*Buxus sempervirens*). Buchs ist ein hartes und dichtes Holz, das u. a. für Drechslerarbeiten geeignet ist. Abgesehen von den spiralförmigen Kerben geben Astansätze, in denen Eisennieten stecken, dem Griff einen vegetabilen Charakter. Die übrige Oberfläche des Holzes ist dicht mit silbern glänzenden Nieten besteckt, die gemäss Analyse aus Zinnamalgam sind. Eine Knaufkappe schliesst den Griff oben ab. Eine Untersuchung ergab keine sicheren Lederreste an Griff und Klinge.

Die beiden treffendsten Parallelstücke liegen in der Sammlung des Schweizerischen Nationalmuseums, stammen aus dem Kanton Zürich und datieren ins 15. Jahrhundert:

- Degen aus Urdorf, angeblich gefunden in einem Bauernhaus (Inventar-Nr. AG 2470). Länge 74,2 cm, Breite 17,2 cm. Der Griff ist wie beim Oberwiler Fund geschnitzt und trägt zahlreiche Nieten. Klinge mit Passauer Wolfs-marke.

- Degen aus Freienstein, gefunden bei den Ausgrabungen 1975 auf der Burgruine (Inventar-Nr. KZ 11449). Länge 87 cm, Breite 17,3 cm. Klinge mit Marke in Form eines Dolches.

Das Stück aus Freienstein wurde zusammen mit zwei Schwertern im Turm der Burgruine gefunden, die gemäss archäologischem Befund durch Brand zerstört worden war. Der Zürcher Chronist Heinrich Brennwald berichtet, dass die Burg Freienstein während des Alten Zürichkriegs 1443 zerstört worden sei. Allerdings ist diese Nachricht kritisch zu hinterfragen, denn sie wurde erst über sechzig Jahre später niedergeschrieben. 1429 hatte der reiche Winterthurer Hans von Sal die Burg gekauft. Erst 1474 erscheint Freienstein wieder in den zeitgenössischen Quellen, als Zürich über die Burg verfügt, die inzwischen eine unbewohnte Ruine geworden war. Als sicheren «terminus ante quem» für den Fund von Freienstein bietet sich daher erst 1474 an. Zu einer Datierung ins mittlere Drittel des 15. Jahrhunderts passt die Verzierung des Griffs: Naturalistisches Astwerk war in der Bildhauerei und Schnitzerei des mittleren 15. Jahrhunderts sehr beliebt. Ein eher spätes Beispiel ist das Chorgestühl von 1484 des Ulrich Rosenstain in der Kirche St. Oswald in Zug.

Die drei Waffen aus dem Zugersee, aus Urdorf und von Freienstein zeigen auf ihren Klingen unterschiedliche Schmiedemarken. Sehr wahrscheinlich wurden aber die sogenannten Gefässe in einer einzigen Werkstatt montiert. Parierstange, Griff und Knauf sind nämlich bis ins Detail sehr ähnlich gestaltet und konstruiert. Vermutlich ist an einen Zürcher Schwertfeger zu denken. Die Verbindung



Abb. 61
Zug, Oberwil, Zugersee.
Degen des 15. Jahrhunderts.
Länge 61 cm. 1 Rückseite nach
der Konservierung und Restau-
rierung. 2 Vorderseite während
der Restaurierung mit frei-
gelegter, mit Zinn tauschiertes
Schmiedemarke.

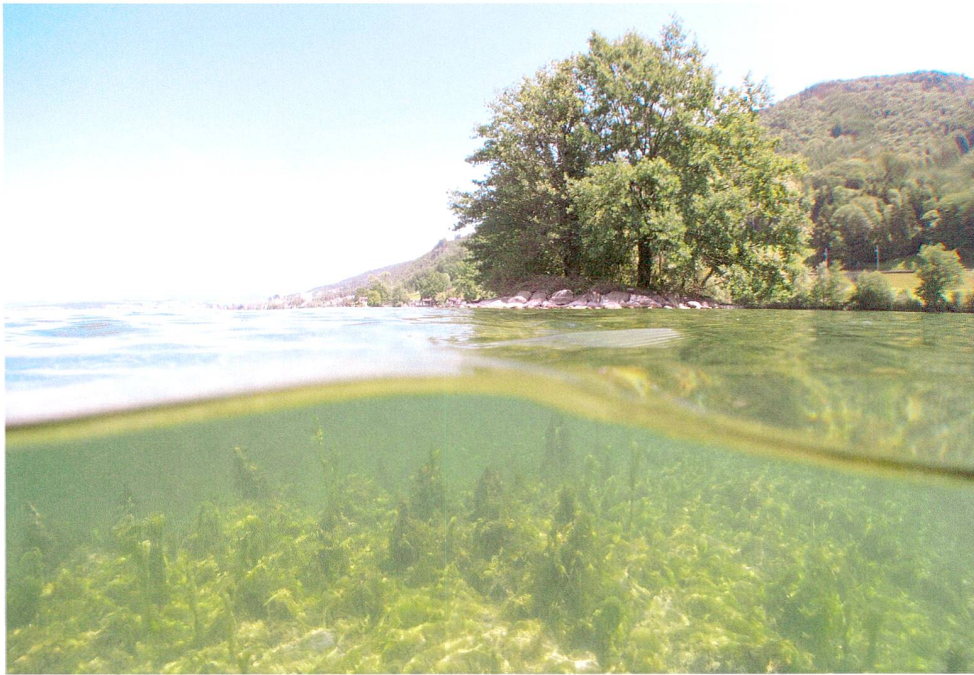


Abb. 62

Zug, Oterswil, Insel Eielen.

Die Insel Eielen aus der Perspektive des Tauchers. Unter Wasser sind stark durch Algen bewachsene Pfähle zu erkennen. Blick von Südwesten.

von Holzgriff und Parierstange mittels zweier Nieten von unten her ist bei den in zeitgenössischen Quellen «Schwyzertolchen» und «Schwyzertegen» genannten Waffen des 15. Jahrhunderts festzustellen. Das mag erklären, weshalb in ausländischen Sammlungen ähnliche Typen nicht vorkommen. Im Gegensatz zu den meisten Schweizerdolchen dürfte der Degen aus dem Zugersee einem wohlhabenden Mann gehört haben, ähnlich Hans von Sal, dem möglichen Besitzer des Degens von der Burg Freienstein.

Unklar bleibt, wie die wertvolle Waffe in den Zugersee gelangt ist. Mittelalterliche Gewässerfunde deutet man oft als zufällige Verluste, beispielsweise infolge von Unfällen. Ein Viertel bis ein Drittel der Hieb- und Stichwaffen grosser mittelalterlicher Waffensammlungen (Bernisches Historisches Museum, Schweizerisches Nationalmuseum) stammt aber aus Gewässern. Sie finden sich also so häufig in Seen und Flüssen, dass es sich kaum um zufällige Verluste handeln kann. Dazu zählen auch zwei Dolche und ein Messer von Cham-Eslen (vgl. Tugium 19, 2003, 89–94).

GS-Nr. 2243.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1842.

Tauchprospektion: Tauchequipe der Stadt Zürich.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi.

Metallanalysen, Konservierung und Restaurierung: Katharina Schmid-Ott, Schweizerisches Nationalmuseum.

Röntgen: Konservierungslabor, Archäologie und Museum Basel-Landschaft, Liestal.

Holzartbestimmung: Werner Schoch, Eidgenössische Forschungsanstalt WSL Birmensdorf.

Waffenkundliche und kunsthistorische Auskünfte: Matthias Senn (Schweizerisches Nationalmuseum), Jürg A. Meier (Schloss Grandson), Stefan Mäder (Denzlingen D), Hanns Hubach (Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich).

Literatur: Rudolf Wegeli, Inventar der Waffensammlung des Bernischen Historischen Museums in Bern. Band 1–4, Bern 1920–1948. – Zürcher Denkmalpflege, 8. Bericht 1975/76, 57–67. – Hugo Schneider, Waffen im Schweizerischen Landesmuseum. Griffwaffen 1. Zürich 1980, 55. – Werner Lienhard, Peter Niederhäuser, Christian Sieber und Werner Wild, 750 Jahre Burg Freienstein. Zürich 2004. – JbAS 95, 2012, 222.

Zug, Oterswil, Insel Eielen: Tauchprospektion

Fast fünfzehn Jahre nach der letzten Tauchprospektion bei der Insel Eielen wurde im Herbst 2010 eine erneute Zustandskontrolle durchgeführt und im Frühling 2011 eine Fotodokumentation dieser Fundstelle angelegt (Abb. 62), die seit Juni 2011 eine der drei Zuger UNESCO-Welterbepfahlbauten ist.

Die Situation hat sich gegenüber der letzten Tauchuntersuchung (1996) nicht wesentlich verändert. Es wurden nirgends freiliegende Kulturschichten festgestellt, allerdings scheint im Südwesten der Insel die Erosion doch beträchtlich zu wirken, die Seekreide wird hier richtiggehend ausgespült. Die südwestlich und nordöstlich der Insel aufgefundenen Pfähle, die ausserhalb des gesicherten Uferbereichs der Insel noch stellenweise vorhanden sind, eignen sich aufgrund ihres Durchmessers und der Jahrringzahl wohl nicht für dendrochronologische Datierungen, dennoch wurden Proben genommen, um mittels C14-Daten festzustellen, ob sie zu den schnurkeramischen Siedlungen, die sich von der Insel bis aufs Land erstreckten, gehören könnten.

GS-Nr. 2243.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 951.02.

Kantonsarchäologie: Thomas Scherer und Renata Huber.

Literatur: Renata Huber und Gishan Schaeren, Zum Stand der Pfahlbau-forschung im Kanton Zug. Tugium 25, 2009, 137.



Abb. 63
Zug, St.-Oswalds-Gasse 9, Wohnhaus, Ansicht von Nordwesten.

Zug, St.-Oswalds-Gasse 9, Wohnhaus: Sanierung

Das Haus an der St.-Oswalds-Gasse 9 (Abb. 63) stammt laut Linus Birchler aus dem Jahre 1646. Diese Jahrzahl stimmt überein mit der Zahl über dem Sturz der Eingangstüre. Richtung St.-Oswalds-Gasse tritt das Gebäude viergeschossig und mit vier Fensterachsen in Erscheinung. Auffallend ist die Eingangstüre mit «Ohren» beim Gewände. Wie bei den Nachbargebäuden sind in den oberen Geschossen Stichbogenöffnungen erkennbar.

Beim Eingriff handelt es sich um eine Aussensanierung. Es wurden Holzfenster mit aussenliegenden Sprossen eingebaut. Der Glasabstandhalter besteht an Stelle des üblichen Alu-Profils aus einem Kunststoff, der eingefärbt ist. Dies erzeugt den Eindruck eines gekitteten Fensters. Die Fensterläden wurden maschinell geschliffen, die Fugen gespachtelt und mit Ölfarbe gestrichen. Dasselbe gilt für die Fenstergewände. Der Maler strich die Fassade neu und besserte Risse aus.

GS-Nr. 1220, Ass.-Nr. 274a.
Denkmalpflege: Roman Brunner, Georg Frey und Monika Twerenbold.
Literatur: KDM ZG 2, 522.

Zug, Schwertstrasse 6, Wohnhaus: Bauuntersuchung und Restaurierung

Das Haus Schwertstrasse 6 wurde im Jahr 2011 sanft umgebaut. Insbesondere wurden im Südwestbereich des ersten Obergeschosses Küche und Bad ersetzt. Bei dieser Gelegenheit führte die Kantonsarchäologie eine kurze bauhistorische Dokumentation durch. Ferner wurden acht dendrochronologische Proben entnommen. Zwei Tannenhölzer enden mit Waldkante im Herbst/Winter 1646. Somit dürfte das Baudatum um 1647 liegen.

Auf einem aus Kieseln und Bruchsteinen gemauerten Sockelgeschoss steht ein Fachwerkgeschoss, auf dem sich ein Ost-West-orientiertes Satteldach über einem stehenden Stuhl erhebt (Abb. 64). Das untere Dachgeschoss bildet das oberste Wohngeschoss. An der östlichen Giebelfassade befindet sich eine Laube. In allen Geschossen verläuft quer zum First ein Mittelgang bzw. im ersten Obergeschoss ein Stichgang.

Das Sockelgeschoss bildet das Erdgeschoss, dessen bergseitige, östliche Räume als Keller genutzt werden. Sie sind mit querrechteckigen, hoch liegenden Fenstern belichtet, die zum Originalbestand zählen. Die Deckenbalken der Kellerräume sind mit dem Kronbalken (Schwelle auf der Mauer) verbunden. Spuren am nur grob verputzten, einst wahrscheinlich vertäfelten Fachwerk liefern Hinweise auf die Standorte von Herd und Ofen. In der Nordostecke des südöstlichen Raumes dürften sich der Herd und darüber der Kaminhut befunden haben. Das im Licht 45 cm grosse Schürloch in der Gangwand weist daraufhin, dass der Kachelofen im Südwestbereich stand.

GS-Nr. 1367, Ass.-Nr. 385a.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1872.
Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Eugen Jans.
Dendrochronologischer Untersuchungsbericht: Martin Schmidhalter, Brig.
Literatur: Dittli 2007, 4, 325 (s. v. Sigristenhus).



Abb. 64
Zug, Schwertstrasse 6, Wohnhaus, Ansicht von Westen. Im Hintergrund links das 1920 errichtete neugotische Dienstgebäude des Friedhofs St. Michael («Dagobertkapelle»).

Zug, Unterer Postplatz: Ausgrabung

Die westliche, untere Hälfte des Postplatzes und die Werkleitungen zwischen Neugasse/Bahnhofstrasse sowie Regierungsgebäude wurden 2011 saniert. In mehreren Sondierungen und Werkleitungsgräben konnte die Kantonsarchäologie archäologische Funde dokumentieren. Die meisten Funde und Befunde stehen im Zusammenhang mit der Befestigung der Stadterweiterung im Vorgelände des 1478 erbauten Neutors (Baarertors). Ein Leitungsgraben vor dem Regierungsgebäude durchschneidet die Grabengegenmauer. Sie ist 1,3 m mächtig und nur an ihrer Südfront frei gemauert (Abb. 65, Nr. 1). Die Mauer liegt in der Verlängerung der 2004 im Zuge der Neugasse-Sanierung angetroffenen Grabengegenmauer. Rund 11 m weiter südlich schnitt ein anderer Leitungsgraben die 1,3 m stark erhaltene Nordfront des angeblich im Jahr 1536 errichteten und bereits 1987 in Teilen dokumentierten Salzbüchslturms (Abb. 65, Nr. 2).

Im Bereich von Neugasse/Bahnhofstrasse wurden in zwei Leitungsgräben die Fundamente erfasst, die wahrscheinlich zum Vorwerks des Neutores gehörten (Abb. 65, Nr. 3). Es handelt sich um eine ungefähr quer zum ehemaligen Stadtgraben verlaufende und um eine mächtige,

parallel zum ehemaligen Stadtgraben verlaufende Mauer, deren stratigrafische Situation wegen modernen Störungen kaum mehr zu klären war. Die beiden Mauerfragmente passen aber ungefähr zum zwingerähnlichen Vorwerk, das auf den Stadtansichten für den Älteren und den Jüngeren Zuger Stadtkalender (1675–1714 und 1719) sowie auf dem Landtwingplan der Stadt Zug von 1770 dargestellt ist. Auf der Stadtansicht des Matthäus Merian von 1641 erscheint das Vorwerk hingegen noch nicht.

Ferner fanden sich bei den Sondierungen zwei in Ost-West-Richtung verlaufende gemauerte Kanäle, und zwar ein Kanal in der Mitte des aufgefüllten ehemaligen Stadtgrabens und ein anderer Kanal am Nordrand des Postplatzes unter der Bahnhofstrasse (Abb. 65, Nr. 4 und 5). Zwei weitere Mauerzüge konnten nicht identifiziert werden (Abb. 65, Nr. 6 und 7).

GS-Nr. 916 und 1025.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1874.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Eugen Jans.

Literatur: Rüdiger Rothkegel, Die Stadt Zug und ihre Mauern. Ausgewählte Aspekte und Neuigkeiten. Tugium 16, 2000, 135–151. – Adriano Boschetti-Maradi, Das Neutor und die Neugasse in Zug – ein Ausgangspunkt der Stadterweiterung von 1478. Tugium 21, 2005, 75–95.

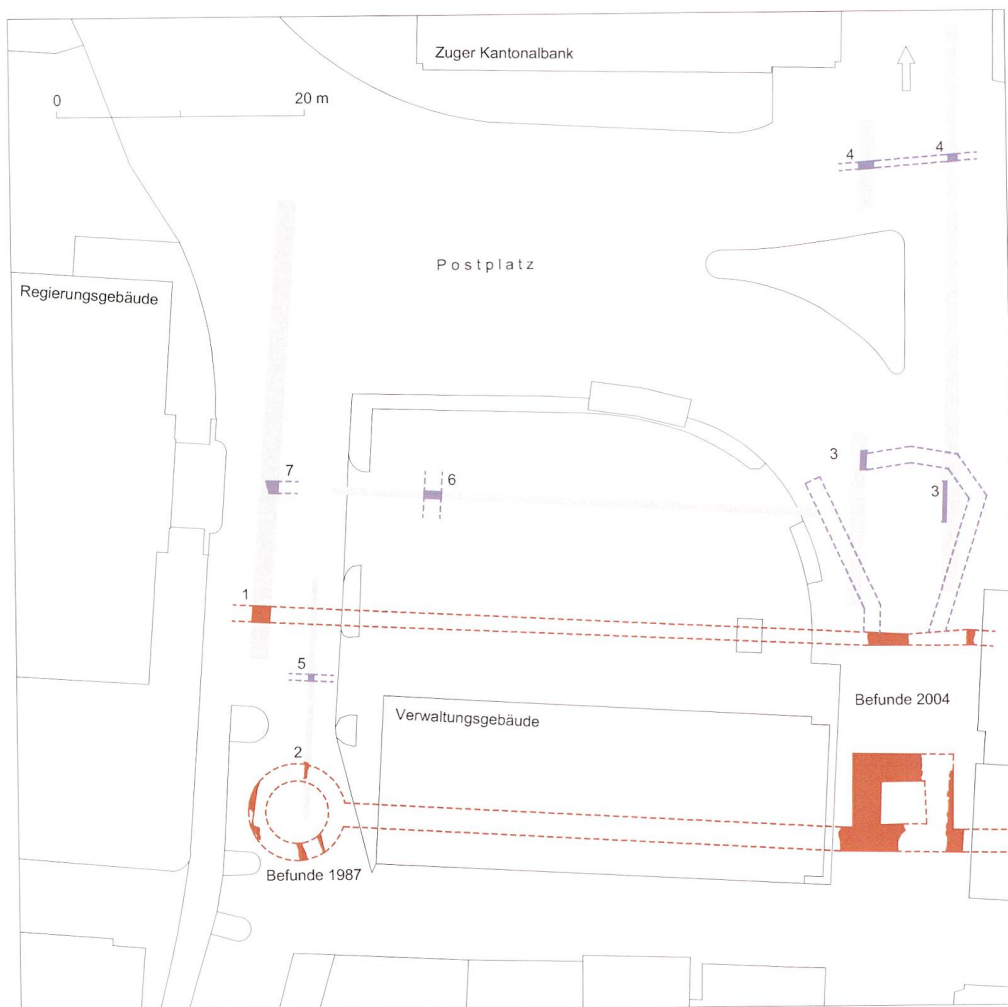


Abb. 65

Zug, Unterer Postplatz. Mauerfunde von 2011, ergänzt mit Befunden von 1987 (Salzbüchslturm) und 2004 (Neutor) sowie in gestrichelter Signatur Angaben aus dem Landtwingplan 1770. 1 Grabengegenmauer. 2 Salzbüchslturm. 3 Vorwerk. 4–5 Kanäle. 6–7 Weitere Mauern. Massstab 1:600.



Abb. 66
 Zug, Zeughausgasse 7a,
 Wohn- und Geschäftshaus.
 Ansicht von Südwesten.

Zug, Zeughausgasse 7a, Wohn- und Geschäftshaus:
Aussensanierung

Das Gebäude an der Zeughausgasse 7a wurde im Jahre 1947 gebaut. Es handelt sich um ein sechsgeschossiges Haus mit Krüppelwalmdach, wovon die zwei obersten Geschosse im Dachraum liegen (Abb. 66). Breite Dachaufbauten durchbrechen das Dach. Betrachtet man die Fassade, so ist ein im Grundzug «traditionelles» Haus zu sehen. Auf den zweiten Blick erkennt man die horizontalen Fenster- und Sturzgesimse, die eine umlaufende Brüstung abzeichnen und die Fenster optisch «einspannen». Aus diesen gezeichneten Brüstungen wiederum entwickeln sich Richtung St.-Oswalds-Gasse Balkone mit denselben Brüstungshöhen und Richtung Zeughausgasse Erkerbrüstungen. Der Sockel des Gebäudes ist mit Kunststein verkleidet. Das Gebäude ist ein Beispiel dafür, wie sich modernistische mit traditionellen Elementen zu einer

moderaten Moderne verweben. Es unterscheidet sich diesbezüglich vom benachbarten Bürohaus an der Zeughausgasse 9 (Haus «Zentrum»), das 1962 an Stelle des Gasthauses «Zum Hirschen» kompromisslos modern gebaut wurde.

Bei der Sanierung wurden die Ziegel ersetzt und die Spenglerarbeiten aus Kupfer neu gemacht. Ebenso wurde der Verputz zum Teil ausgebessert. Die neue Farbe entspricht der ursprünglichen Farbgebung. Bei den Ladenfenstern im Erdgeschoss wurde aber darauf verzichtet, einen späteren Farbabstrich an der Fensterrahmung zu entfernen und die ursprüngliche Holzichtigkeit wieder herzustellen.

GS-Nr. 1028, Ass.-Nr. 171a.

Denkmalpflege: Roman Brunner, Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Roman Brunner).

Planung: Caliesch Martinoni Architekten, Zürich.